C 8041 C

Heft Nr. 17 · 15. Jahr · Hamburg, 29. April 1962 · 60 Pfennig

stern

Schweiz: 80 Rappen · Schweden: skr 1,00 inkl. oms.

DIE HERREN

Roman von Angelika Schrobsdorff



Wie bringe ich meinen Mann nicht um?

Praktische Winke für gute und böse Ehefrauen



Sklavenarbeit

in der Küche gibt es heute nicht mehr, denn die moderne Braut kauft schon bei der Eheschließung die kräftesparende Küche nach Maß Foto: Eberhard Seeliger

stern

erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETER DES CHEFREDAKTEURS
Reinhart Holl, Karl Heinz Krüger

REDAKTEURE
Wilfried Achterfeld, Gisela Bischof-Elten, Ulrich Blumenschein, Günter Dahl, Heinz Hartmann, Werner Hildenbrand, Johannes Kayser, Jürgen von Kornatzki, Erhard Kortmann, Wolfgang Löhde, Robert Pendorf, Hans Reichardt, Gerd Scharnhorst, Christoph Troll, Egon Vacek, Kurt Wolber

STERNREPORTER
Chefreporter: Joachim Heldt

Claude Deffarge, Michael Friedel, Rolf Gillhausen, Ernst Grossar, Dieter Heggemann, Fred Ihrt, Gerd Heidemann, Hartmut Jetter, Robert Lebeck, Stefan Moses, Carl-Heinz Mühmel, Rudolf Rossberg, Max G. Scheler, Eberhard Seeliger, Gordian Troeller, Lothar K. Wiedemann, Kurt Will

LEITER DER TEXTREDAKTION
Victor Schuller

Dokumentarberichte: Niklas von Fritzen
Romane und Feuilleton: Günther Wolf

Redakteure: Anton Geldner, Dr. Doralies Hüttner, Arnim v. Manikowsky, Ernst Petry, Leo Sievers

Vertragsautoren: Dieter Bochow, Henry Kolarz, Marion von Möllendorff

BILDERDIENST
Günther Beukert

IMPRIMATUR
Kurt Bacmeister

GRAPHISCHE GESTALTUNG
Franz Kliebhan, Herbert Suhr
Illustrationen: Martin Guhl, Günter Radtke
Farbatelier: Walter Scevola

DOKUMENTATION UND ARCHIV
Ernst-Artur Albaum, Lieselotte Dröge, Eberhard Fehringer, Paul Walter

KORRESPONDENTEN INLAND

BERLINER REDAKTION: Harold Kosel, Berlin-Charlottenbg., Wilmersdorfer Str. 42, Tel. 32 43 77

BAYERN: Otto von Loewenstern, München 2, Arcostr. 5, Tel. 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04

NORDRHEIN-WESTFALEN: Sepp Ebelseder, Düsseldorf, Heinrichstr. 106, Telefon 62 63 85

RHEIN-MAIN-GEBIET: Gerhard F. Baatz, Frankfurt/Main, Feyerleinstraße 9, Telefon 55 70 67

SÜDWESTDEUTSCHLAND: Reinhard Ueberall, Stuttgart-Bad Cannstatt, Brenzstr. 14, Tel. 54 23 95

KORRESPONDENTEN AUSLAND

LONDON: Peter G. Wichman, North London, 5 Latimer Road, Barnet, Tel. BARnet 9946

MAILAND: Hans Hausmann, Via Pellegrino Strobel 8, Tel. 29 17 06

NEW YORK: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N. Y., 1349 Lexington Avenue, Tel. SA 2 77 00

PARIS: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel. MEDicis 09-10

ROM: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 67 48 54

Verantwortlich für Bilder: Günther Beukert, für Serien: Victor Schuller, für den übrigen Inhalt: K. H. Krüger, für Anzeigen Karl Hartner, sämtlich in Hamburg. Preis des Heftes 0,60 DM zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr. Bei Abonnements durch Verlag und Post Bezugspreis 2,71 DM im Monat plus Zustellgebühr. Stern darf nur mit Verlagsgenehmigung in Lesezirkeln geführt werden. Anzeigenpreisliste Nr. 24 vom 1. 10. 61. Bank: Brinkmann, Wirtz & Co, Hamburg 1, Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany.



AUSLANDSPREISE:

Belgien	bfrs. 9,–	Portugal	Esc. 8,50
Dänemark	dkr. 1,50	Spanien	Pts. 20,–
Griechenland	Dr. 9,–	Schwed.	skr. 1,– i. oms.
Großbritannien	sh 1/9	Schweiz	sfr. 0,80
Frankreich	N. F. 1,–	Südafr. Union	Rand 0,20
Italien	Lit. 120,–	Australien	austr. sh 2/6
Luxemburg	lfrs. 9,–	Asien	US $ 0,30
Niederlande	hfl. 0,75	USA + Kanada	US$ 0,30
Norwegen	nkr. 1,40	restl. Übersee	US$ 0,30

BRIEFE AN DEN STERN

Elternsorgen

(Zu Prof. Wetterlings Gedanken über Jugenderziehung; Stern Nr. 9)

Professor Wetterling sollte ein Buch herausgeben: „Jugenderziehung – leichtgemacht“, welches von Gehaltserhöhung und noch mehr Ferien heischenden Lehrern, bequemen, vergnügungssüchtigen Eltern, behäbigen Geistlichen und vor allem von der sich eins ins Fäustchen lachenden Jugend zentnerweise gekauft und ihm selbst zu einem Vermögen verhelfen würde, welches ihm ermöglichte, seinen jetzigen verfehlten Beruf als Erzieher an den Nagel zu hängen und sein sonniges Lächeln hier im sonnigen Süden zur Freude sonniger Touristinnen spazieren zu führen.

San Remo/Italien PROF. CARZONELLI

Vielleicht sollte man den Eltern außer der Beschimpfung noch die Tracht Prügel verabfolgen, die zur Lösung der Probleme über Erziehung an solchen Kindern versäumt wurde.



Treuchtlingen E. KLANER

Junge Menschen in der von Ihnen angesprochenen Lebensphase sollen und müssen von den Eltern unter Kontrolle gehalten werden, weil sie in ihrem Überschwang und in ihrem Hunger nach Erleben sonst über die Stränge hauen. Solange ein Sohn und eine Tochter in ihrer Ausbildung auf die Mittel des Vaters angewiesen sind, die ihnen den Weg ins Leben ja erst ermöglichen, haben solche Respektlosigkeiten keinen Platz und keinerlei Berechtigung.

München E. STÜRMANN

Wir, zivilisierte Menschen, kennen eine Bibel, wir kennen die Zehn Gebote, welche die Grundlage für die Gesetzgebung in den meisten Ländern darstellen. Eines der Gebote lautet: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden.“ Der obige Artikel tritt dieses heilige Gebot, Grundgesetz des Familienlebens, vollkommen mit Füßen. Warum nicht auch alle anderen Gebote niedertrampeln: „Du sollst nicht töten – Du sollst nicht stehlen – Du sollst nicht ehebrechen“.

Menton/Belgien K. W. BEVER

Scharfschützen

(Zu unserem Bericht „Flensburg – Kartei der dunklen Punkte“; Stern Nr. 7)

Der Verfasser bezeichnet Farbenblinde als fahruntauglich und spricht von ihren „mörderischen Führerscheinen“. In den Streitkräften der USA werden Farbenblinde zu Artilleriebeobachtern und Scharfschützen ausgebildet. Diese können nen überdurchschnittlich gut sehen. Die Statistik besagt, daß etwa jeder Zehnte rot-grün-farbenblind ist. Sollte man deswegen zehn Prozent aller Kraftfahrer „aus dem Verkehr ziehen“? Kein Verkehrsschild setzt beim Verkehrsteilnehmer Farbentüchtigkeit voraus, alle Schilder weisen typische Formmerkmale auf. Die Signale der Ampeln erkennt der Farbenblinde daran, daß Rot über Gelb und Grün angeordnet ist. Zeigerampeln sperren immer dann die Fahrtrichtung, wenn der Zeiger waagerecht liegt.

Oldenburg HORST SPANGENBERG

Die Ministerfamilie

(Zum Bildbericht über das Familienleben des US-Justizministers Robert Kennedy; Stern Nr. 12)

Ich bin nicht sehr bibelfest, erinnere mich aber, daß es im Neuen Testament so ähnlich heißt wie



Öffentliches Gebet

„Geh in dein Kämmerlein und bete still für dich“ und nicht „Lasse dich und vor allem deine Kinder – denn die beten noch echt und hingebungsvoll, und das wirkt besonders – bei deiner Andacht fotografieren, dann schätzt man dich als wahren Christen“.

Brüssel LYDIA GERLACH

Die Bildreportage über die Familie und das Familienleben des US-Justizministers Robert Kennedy ist wunderbar. Es gibt in unserer Presse kaum noch erstrebenswerte Anregungen für ein Familienleben mit Kindern; von Kindern aber, die schon früh zur christlichen Verantwortung erzogen werden, hört man überhaupt nichts. Reportagen dieser Art sind nicht nur ansprechend, sie fördern auch zugleich die Verantwortung des einzelnen für seine Familie und das Volk.

Hamburg PAUL HELLWIG

Nicht identisch

(Zu Henry Kolarz' Bericht „Die Bekenntnisse des Hans Anton Kroll“; Stern Nr. 11)

In Ihrem Bericht über Herrn Botschafter Dr. Kroll wird behauptet, „Krolls Chauffeur“ habe den amerikanischen Botschaftsarzt Dr. Langdon mit der Bemerkung „Ami, go home“ vom Tennisplatz in der Residenz des Herrn Botschafters gewiesen. Ohne zur Frage Stellung zu nehmen, ob diese Darstellung den Tatsachen entspricht, muß ich darauf aufmerksam machen, daß eine andere Zeitschrift bereits im Juni 1960 die fragliche Äußerung dem ehemaligen Chauffeur des Herrn Botschafters, Stang, zugeschrieben hat. Ich bin keinesfalls mit dem von Ihnen erwähnten Chauffeur des Herrn Botschafters identisch.

Moskau WILLI SCHULZ

Süchtig

(Zu Heinz Liepmans Roman „Süchtig“; Stern Nr. 49/1961 bis 13/1962)

Ich habe mit großem Interesse die Bekenntnisse des Martin M. in dem Roman „Süchtig“ von Heinz Liepman gelesen. Liegt der Roman bereits als Buch vor?

Köln H. RÖHN

Der Roman von Heinz Liepman ist im Hoffmann und Campe-Verlag unter dem Titel „Der Ausweg“ als Buch erschienen. – Red.

NEUE ERFAHRUNG FÜR FILTER-RAUCHER

Reyno erfrischt Sie mit jedem Zug





- menthol-frisch
- voller Tabakgeschmack
- moderne Packung – und Filter

Über eine blühende Wiese schlendern – an einem hellen Frühlingstag – diese Stimmung, eingefangen in einer Zigarette, das ist Reyno. Voller Tabakgeschmack und zugleich reine natürliche Frische mit jedem Zug – das ist Reyno. Probieren Sie Reyno, und erleben Sie selbst diesen neuen, frischen Rauchgenuß.

20 Zigaretten 1,75

Heft Nr. 17 im 15. Jahr
24. April
bis 30. April 1962



STERN IN DIESER WOCHE

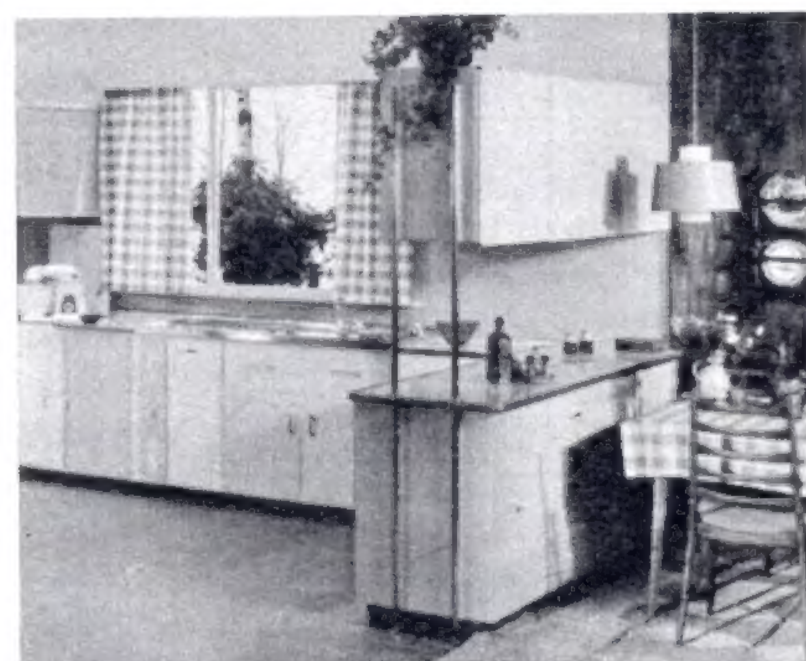


Die Reportage der Woche

Der neunjährige Ostberliner Thomas Monitor sprang von einem 25 Meter hohen Hausdach in der Bernauer Straße an der Sektorengrenze in ein Sprungtuch der Westberliner Feuerwehr. Er wollte aus Ostberlin ausreißen, weil seine Eltern ihn in ein Jugendheim stecken wollten. Heute weiß schon ein neunjähriger Ostberliner: Wer in den Westen will, muß über die Mauer **Seite 10**



Nach Anruf Mord. In glücklichen Zeiten waren Vera Brühne und ihre Tochter Sylvia ein Herz und eine Seele. Jetzt sitzt Vera auf der Anklagebank. Sie wird beschuldigt, ihren Freund Johann Ferbach zum Mord angestiftet zu haben **Seite 16**



Die Küche nach Maß. Je praktischer die Küche, um so einfacher die Arbeit. Die Hälfte aller westdeutschen Hausfrauen hat das beherzigt und ihre Küchen modern eingerichtet. Ihre Küchen können mit der Familie wachsen **Seite 20**



Verwandte in Moskau. Die sowjetische Jugend liebt und lacht und tanzt, und auf den ersten Blick lebt sie kaum anders als die Jugend der Bundesrepublik. Mit einer wesentlichen Ausnahme: Sie lernt mehr **Seite 30**



Was kostet die Welt? Die westdeutschen Reisebüros halten für Globetrotter weit über fünfzig Pauschalreisen nach fast allen Ländern der Welt bereit. Was es kostet, unter Palmen zu baden, lesen Sie auf **Seite 40**

Im Stern steht mehr

Romane und Serien

Der Stern am nächsten Dienstag

Vorschläge und Ratschläge für gelernte und ungelernte Urlauber, die die Sehnsucht nach dem sonnigen Süden gepackt hat: Was man von Spanien unbedingt wissen sollte

Wir wollten doch schon immer mal nach Spanien

S I B Y L L E



Bonjour, Finesse!

Die Einladung – gar anmutig schmal, Hochformat – war nicht auf Bütten, das störte viele. Besonders Damen, die sie nicht bekommen hatten. Nach welchen Gesichtspunkten das Düsseldorfer Werbebüro die tausend der ersten Seite eingeprägten geflügelten Genienhändchen über unser Land flattern ließ, war nicht herauszukriegen, doch hieß es, man habe vor allem an Gattinnen der Diplomatie und Politik und die Gemahlinnen der höheren Konten adressiert. Schließlich ging es um höchste Werte: die Präsentation der teuersten Modeschau, die je über deutsche Laufstegplanken getragen worden ist, die Galavorführung von 75 Modellen aus der Sommerlese 14 berühmter Pariser Couturiers, dargebracht durch zehn schönste Pariser Mannequins.

Der Slogan heißt „Ein Kleid aus Paris“ und wurde zugleich mit der Werbung für „Hähnchen aus Frankreich“ und einen neuen Ziegenkäse namens BB gestartet. Kleider, Hähnchen, Käse sollen an die deutschen Frauen gebracht werden, zwecks DM-Bringung und gemeinsamer Markterschließung. Gerade auf dem Bekleidungs- wie dem Käsesektor erhofft sich Frankreich bei uns gute Möglichkeiten, denn ein Land, in dem Scheibletten und das graue Schneiderkostüm gedeihen, scheint terra incognita für Haute Couture und Eßkultur. Speziell deshalb, erklärte Monsieur Jacques Heim, Präsident der Vereinigung Pariser Couturiers und selber der renommierten Schöpfer einer, habe man jetzt für die deutschen Damen einen Modepaß (goldgeprägt) erfunden, der die Maße seiner Inhaberin enthalten und ihr den Weg in die französischen Salons ebnen soll, alldieweil ihr der bislang zu glatt erschien. Die Häuser, die aus diesem Anlaß hier zu Düsseldorf (in unserer Nachbarstadt! apostrophiert Monsieur Heim) jetzt zeigen, tragen teils altbekannte Namen: Balmain, Lanvin, Ricci, Dessès, teils brandneue: Goma, Matta, Venet. Sie gehören nicht zu den leuchtenden Spitzen, wohl aber den steten Feuern, die Frankreichs Modeglanz nähren und auch selber leben wollen.

Letzteres scheint nicht so leicht. Deshalb ringeln sich in der Halle des Parkhotels schon am Nachmittag Kabelschlangen über den Perser, Scheinwerfer gleißen weißes Licht über ein langstengeliges Wesen ganz in Apricot, Hut, Bluse, Kostüm, alles apricot, auch der Lippenstift: Die deutsche Presse darf fotografieren. Auf die Treppe hingegossen ruht ein chromgelbes Tailormade neben einer weißen Robe mit schwarzen Scherenschnittblumen vom Busen bis zur Zeh. Dunkler Pagenkopf in Fuchsia-pink wird vor die Tür gezogen, um trotz des Nieselregens vor dem Hintergrund des Ruhrstahl-Glaspalastes zu posieren. Ein Herr mit Aktenmappe und Goldrandbrille erkundigt sich im Lift beim Boy, ob man die Damen einladen könne.

Wer nun erwartet hatte, unter den Gobelins und falschen Lüstern des Abends die weiblich-liebliche Verkörperung der Namen zu finden, die in der Düsseldorfer Flughafenhalle den Ankömmling halbmeterhoch begrüßen: „Mannesmann“, „Phoenix“, „Demag“, irrte – wiewohl ein Angestellter des Werbebüros behauptet, leitende Herren nebst Familie gesichtet zu haben. Sogar Auto-Becker mit Damen soll da sein – was, den kennen Sie nicht? Doch abgesehen von solchen Größen tragen die Damen, die hier ihr Glas Sekt leeren und von den Häppchen wählen (im Eintrittspreis von 20,– DM inbegriffen) ihr kleines Schwarzes, ihre Perlenkette, ihren Nerz mit der Bescheidenheit des ruhigen Gewissens: daheim hängt noch mehr. Die Protzenwelle, über die der Bundestag erst jetzt zu wettern anfängt, ist für sie schon vorüber. Selbst das Kleid aus Paris regt die Deutsche nicht mehr auf. Man kann es kaufen, gewiß, aber wer will das schon?

Det sin ja Kinnerhüte und Blumentöppe, det kann ja jar niemand traajen“, sagt die vanillepuddingblonde Gemahlin eines Fabrikanten mittlerer Ordnung. Rheinischer Schalk sitzt ihr im rosa Nacken, auch die Wangen sind rosa, die Arme. Nur eine Aquamarinnadel hat sie als Schmuck an ihr scheußliches schwarzes Kleid geheftet; ganz Überlegenheit und prima Hausfrau, die auf Mode hustet und statt dessen den Wohlstand mehrt. An ihrer blühenden 46er-Figur schweben Moe und Marie-Therese, und wie die Schönen alle heißen, vergebens vorüber. Sie lacht sich krank über die Idee, vom Kinn bis zum Knie eine glatte Strecke Stoff zu tragen, nichts als Schnitt und Schick und hochgestochene Qualität. Der Saal voller Smokingträger und Nerzheger scheint grundsätzlich der gleichen Meinung.

Erst als ein Ricci-Sommermäntelchen aus dunkelbraunen und weißen Nerzen über den Laufsteg wippt – die dunklen Tiere quer als Rock, die weißen zierlich als Cape obenherum gelegt – prasselt Händeklatschen wie ein Platzregen los:

Das ist neu, das ist Paris, das sieht ein jeder. Auch Balmains schlichter Reisepaletot aus rahmzartem Breitschwanz, achtlos über etwas Kakaofarbenes im Hemdblusenstil geworfen, erregt die wertbeständigen Gemüter: So einfach. So tragbar. Und so himmlisch teuer! Ein durch und durch sozialer Anzug, kein Arbeitnehmer wird je ahnen, was des Arbeitgebers Weib dafür bezahlt hat.

So soll es auch sein und hat seine Richtigkeit, meinten die Franzosen, und suchten mit Bedacht aus ihren Kollektionen die schlichteren, schier zeitlosen Stücke aus, sehr oft Beige, Weiß, Marineblau (sogar der Herr Gemahl hat gegen Beige nur selten etwas). Vielleicht hatten sie in ihrer Sorge, die modescheindeutschen Damen nicht zu erschrecken, allzu Dezentes ausgewählt, während die Aspirantinnen auf den Modepaß sich Unerhörtes erhofften, Kleider von Aschenbrödels Märchenbaum, Kreationen, die Walküren in Nymphen verwandeln und die Frau des Aufsichtsrats in eine femme fatale. Nun rühren die Damen zwar artig die Hände, hin und wieder springt ein Funke in den zaghaft geschminkten blauen Augen auf, doch bleiben sie im ganzen eher allgemein: dafür kann man doch nicht einfach hinlegen, was so ein Ding kosten soll! (Die Couture-Modelle beginnen bei einsfünf und klettern auf fünf Stellen.) Pariser Männer, manche Engländer und alle Südländer sind seit Generationen daran gewöhnt, Summen dieser Größenordnung für ihre Frauen in die Frühlingsluft zu blasen. Doch der deutsche Ehemann – oh lala – spart an nichts lieber als an der eigenen Frau. Hat doch jüngst eine Umfrage in unserem Vaterland ergeben, daß die Ehefrauen am schlechtesten und die geschiedenen Frauen am besten gekleidet gehen: vom Tyrannen befreit. Seiner Freundin allerdings soll selbst der Deutsche (wiederum laut Statistik) manche Laune gönnen, doch dürfte auch ihr höchstens ein Kleid aus Berlin gesungen sein, denn Paris wird von den Mäzenen vorzugsweise solo besucht.

Man braucht, um das zu begreifen, nur Viviane zu betrachten, Starmannequin des Hauses Lanvin-Castillo, vom Meister persönlich „die Göttliche" getauft. Sie trägt zum Schluß eine Abendaffäre in Weiß, die hauptsächlich aus dem Dekolleté besteht: Ein messerscharfer Schlitz ist in Empirekörbchen geritzt und bietet paradiesische Früchte dar. Viviane, das Haar wie Rabenflügel ums Gesicht gelegt, präsentiert sie mit der Miene einer Priesterin – Teufel, Teufel, ça c'est Paris. Doch in Vivianes Paß steht, sie ist aus Venedig. Und verheiratet ist sie auch.

Dann ist alles vorbei, der Inklusive-Sekt getrunken, das letzte Tatarbrötchen verzehrt. Auf Wiedersehn, Herr Präsident, hat mich aufrichtig gefreut, grüß mir Kathrinchen, und morgen zum Bridge. Schnell leert sich der Saal, als wäre nichts gewesen. Die Scheinwerfer der Autos fressen sich durch die feuchte Aprilnacht, sie streben anderen Zielen als der „Datscha" zu – wer will denn schon aus Zarenkronen Krimsekt trinken, wenn daheim Champagner lagert. Alles geht sehr still, sehr unauffällig. Sagte jemand Protzentum? Ich bitte Sie, das ist nur Neid.

Das Ganze diente außerdem einem guten Zweck: Der Reinertrag aus dem Eintritt von 20,– DM (abzüglich Gedeck, Saal, Flug und Übernachtung aller Beteiligten) soll den Flutgeschädigten gehören.

leute machen geschichten

William Shakespeare, 1564 bis 1616, muß in Ägypten als Propagandist für Nassers Staatsideen herhalten. Als jüngst Werke des englischen Dichters zum erstenmal in arabischer Sprache veröffentlicht wurden, hielt es das ägyptische Herausgeberkomitee für angezeigt, einen Vers aus „Cäsar und Kleopatra" zu ändern. Es handelt sich um einen Satz aus dem 4. Akt, 15. Szene, wo Antonius im Original sagt: „Ich sterbe, o Ägypten, ich sterbe." Die ägyptischen Übersetzer änderten diesen Seufzer wie folgt: „Ich sterbe, o südliche Provinz der Vereinigten Arabischen Republik, ich sterbe." Leider waren die Bemühungen der Herausgeber, Shakespeare im Dienste Nassers zu aktualisieren, durch neue Aktualitäten bereits gegenstandslos geworden. Die Vereinigte Arabische Republik besteht nicht mehr, da Syrien sich den Händen Nassers durch einen Putsch entzogen hat.

Werner Repenning, 47, Oberst der Bundeswehr und Adjutant von Verteidigungsminister Strauß, klärte den Fibag-Untersuchungsausschuß in Bonn als Zeuge über die „ins Ungeheuerliche" gehende Zahl von Petenten auf, die seinen Minister mit Bitten, Wünschen und Vorschlägen behelligten: 1961 seien es 5790 Stück gewesen. Hinzu kämen monatlich rund 4500 weitere Schriftstücke, die an Strauß adressiert seien. Zwölf Prozent davon stammten von CDU-Abgeordneten, sieben Prozent von SPD- und 1,2 Prozent von FDP-Abgeordneten. Der freidemokratische Abgeordnete Dr. Rolf Dahlgrün, 53, Industriejustitiar und Fibag-Ausschußmitglied, verwahrte sich in heftigen Worten dagegen, daß Schreiben von Parlamentariern bei Strauß unter „Petitionen" – zu deutsch Bittschriften – eingereiht würden.

Konrad Adenauer, 86, Unvergänglicher, amüsierte sich in seinem Urlaubsort Cadenabbia vor Besuchern über einen Vorschlag, den der britische Ex-Feldmarschall Montgomery kürzlich ausposaunt hatte: Man möge den deutschen Regierungschef endlich mit einem rasch wirkenden Pflanzenschutzmittel umbringen; für Adenauer genüge eine kleine Prise, da der Kanzler alt und anfällig sei. Adenauer zeigte sich keineswegs schockiert, sondern erinnerte sich, daß ihm ein britischer Hoher Kommissar schon vor Jahren während eines Galaessens für Montgomery in Bonn zugeflüstert hatte, „Monty" sei der dümmste Mann von ganz England.

Martin Lauer, 25, beinverletzter Hürden-Weltrekordler, hat nach den Sportsmännern Gustav („Bubi") Scholz und Carl Kaufmann seine Stimme und musikalische Begabung entdeckt. Seine erste Schallplatte hat Lauer, der nie mehr Leichtathlet sein kann, mit dem Goldgräbersong „Sacramento" besungen, den er auch in einer Lou-van-Burg-Sendung im Fernsehen bot. Ein deutscher Fernseher stiftete daraufhin spontan dem Hürden-Sänger ein Semester Maschinenbaustudium. Als derzeitigen Beruf gab Gitarrist Lauer, der in München Maschinenbau studiert, „Journalist" an.

Carl Kaufmann, 26, Sport-Sänger, erhielt keine Startgenehmigung für eine Reise nach Südafrika, wo er gleichzeitig singen und laufen wollte. Der Deutsche Leichtathletikverband war gegen gekoppelte Darbietungen auf Bühne und Aschenbahn. Ehe Kaufmann im Juni in Koblenz eine Rolle in der Abraham-Operette "Blume von Hawaii" singt, will er noch fünf oder sechs Rollen als Schnelläufer übernehmen.


Mylène Demongeot spielt ...


Ira von Fürstenberg


Dorf-Toni Sailer spielt ...


den Weltmann Pignatari


Fabiolas Bruder „Fabiolo" ...


spielt den Prinzen Hohenlohe

Ira von Fürstenberg, 22, vor zwei Jahren ihrem Ehemann Alfonso Prinz zu Hohenlohe mit dem brasilianischen Playboy "Baby" Pignatari durchgebrannt, wird demnächst ihre Romanzen auf Breitwand und farbig im Kino veredelt sehen. Die Darsteller der Edelschnulze aus Adelskreisen sind kaum weniger prominent als die Hauptfiguren der Fürstenberg-Hohenlohe-Pignatari-Story. Während Mylène Demongeot Ira nur figürlich, der Bauernbub Toni Sailer dem Pignatari überhaupt nicht gleicht, hat der Darsteller des Hohenlohe rein äußerlich gewisse Ähnlichkeiten mit dem Fürsten: Don Jaime, genannt Fabiolo, mißratener Bruder der belgischen Landesmutter Fabiola.


Faruk I., 42, von Nasser 1952 aus Ägypten verjagter Nachfolger der Pharaonen, trat jüngst in Rom als Förderer kräftigen Nachwuchses an die Öffentlichkeit. Gegenstand der ex-königlichen Betreuung ist die Italienerin Irma Capece Minutolo, die Faruk auf seine Kosten in der Sangeskunst unterrichten ließ. Ein eigens geladenes Publikum war von der Minutolo so beeindruckt, daß es nicht einmal zu applaudieren wagte. Faruk, ewig in Geldnöten, will die weitere Ausbildung mit einer Schadensersatzforderung gegen eine amerikanische Autorin finanzieren, die sich über sein Liebesleben ausließ. Er erhofft sich dabei 1,6 Millionen Mark.

Ben Oluwole, 77, Häuptling der Yorubas (mit 3,2 Millionen Menschen größter der fünf Hauptstämme von Nigeria), brachte die Bonner um das Vergnügen, Hans-Christoph Seebohm im Staub liegen zu sehen. Während seines Besuches beim Bundesverkehrsminister fuchtelte er unentwegt mit einem Palmwedel. Nach Brauch seines Stammes muß sich jeder vor dem Häuptling niederwerfen, sobald sich der Fächer in Ruhestellung befindet. In Bonn wollte Oluwole zum Bedauern mancher Freunde Hans-Christoph Seebohms auf solchen Kotau verzichten. Oluwole ist Vater von 75 Kindern; 14 Abkömmlinge studieren in London, sein Jüngster ist 18 Monate alt. Die Zahl der Mütter seiner Nachkommen kennt der Neger-Boß nicht.

Soraya, 5, Vogelspinne, ist Haustier und Prunkstück einer Spinnenkolonie des Düsseldorfer städtischen Angestellten Ernst Ahrens. Das Ehepaar Ahrens beherbergt zwanzig Spinnenschwestern, die, so versichern die Spinnen-Eltern, mit Königinnen gemein haben, daß sie stets umsorgt werden müssen. Gemeinsam Urlaub kann das Ehepaar Ahrens wegen Soraya und ihres Hofstaates nicht machen.

Ronald Hackney, 12, Schüler in Norfolk (Virginia), machte sich Erkenntnisse der Raketentechnik für ein privates Leiden zunutze. Der Junge verband einen wackelnden Zahn und eine Spielzeug-Rakete mit einer Schnur, löste die Startvorrichtung und schoß den Zahn in unbekannte Weiten.

20-G-5

Neu Jetzt auch in Deutschland

Das erfolgreiche Haarwasser der Welt



Endlich das Richtige

Es ist nicht gleichgültig, in welchem Zustand sich Ihr Haar befindet. Ein schöner, gesunder, starker Haarwuchs verrät gesteigerte Lebenskraft und hebt das Selbstvertrauen. Vitalität, Gesundheit und Frische schenkt Ihrem Haar Silvikrin — das erfolgreiche Haarwasser der Welt.

Ob Sie nach Australien, Amerika, Finnland, England, Portugal, Holland, Österreich, Frankreich oder in die Schweiz kommen, überall erhalten Sie Silvikrin Haarwasser. Sogar in Neuseeland, Südafrika und Indien! In all diesen Ländern wurde eine sehr starke Nachfrage nach Silvikrin ausgelöst. Millionen haben Silvikrin kennengelernt und sind davon begeistert.

Warum der große Erfolg?

- Auf die Wirkung kommt es an ... und nur positive Resultate schaffen auf die Dauer das uneingeschränkte Vertrauen zum Qualitätsprodukt.
- Silvikrin Haarwasser verdient auch Ihr Vertrauen, denn es enthält als einziges Haarwasser das weltberühmte Neo-Silvikrin, die wertvolle biologische Haarnahrung mit allen 18 Aufbaustoffen, aus denen sich das Haar zusammensetzt und ohne die es nicht leben und wachsen kann.
- Die tägliche Haarpflege mit Silvikrin Haarwasser schenkt Ihnen gesundes, kräftiges, volles Haar ... frei von Schuppen ... und eine gesunde Kopfhaut ohne lästigen Juckreiz!

Nur gesundes Haar ist schön!

Einfach bei jeder Morgentoilette etwas Silvikrin Haarwasser in die Kopfhaut einmassieren, und zwar bei trockenem Haar Silvikrin Haarwasser mit Fett ... bei fettigem Haar Silvikrin Haarwasser ohne Fett. Das Resultat: Ein gesunder Haarboden ... und Haar, das alle Blicke auf sich zieht. Millionen gepflegter Männer und Frauen auf der ganzen Welt kennen das Geheimnis und die erstaunliche Wirkung von Silvikrin Haarwasser.

Silvikrin Haarwasser enthält in wissenschaftlich genau bemessener Dosis alle 18 Aufbaustoffe, aus denen sich Neo-Silvikrin, die biologische Haarnahrung, zusammensetzt. Diese Aufbaustoffe dringen nachweislich in den Haarboden ein. Sie sind Voraussetzung für die Revitalisierung und die Ernährung des Haares.



DM 4,80
(180 ccm)

Silvikrin HAARWASSER

Auf die Wirkung* kommt es an!

*enthält Neo-Silvikrin



Zum Schießen ist man nie zu jung im Ulbricht-Staat. Hitler holte sich seine „Pimpfe", wenn sie zehn Jahre alt waren. Ulbricht greift schon in die Kindergärten, um seine „Jungen Pioniere" zu rekrutieren. Und wer nicht schießen will? Wer nicht „allzeit bereit" sein will? Wer nicht marschieren und paradieren, sondern wie ein Kind spielen möchte? Dieses Bild zeigt zwei neunjährige Jungen aus Ostberlin, die keine „Jungen Pioniere" bleiben wollten. Der eine hält das Gewehr im Anschlag. Er wurde von der Volkspolizei verhaftet. Der andere neben ihm, trotzig den Arm in die Hüfte gestemmt, liegt nun in einer Westberliner Klinik. Beide wußten: Wer türmen will, muß über die Mauer



EXCLUSIV

Einer kam durch

Zwei Ostberliner Jungen wußten: Wer ausreißen will, muß flüchten

Einer kam durch



Lausejunge oder Flüchtling? Thomas Monitor als Siebenjähriger

Der neunjährige Ostberliner Thomas Monitor sprang von einem 25 Meter hohen Hausdach in der Bernauer Straße in ein Sprungtuch der Westberliner Feuerwehr. Zusammen mit seinem gleichaltrigen Freund Jürgen wollte er aus Ostberlin ausreißen. Die Eltern wollten die Jungen in ein Jugendheim stecken, weil sie immer ihren Dienst bei den „Jungen Pionieren" schwänzten. Früher schlichen sich kleine Ausreißer auf ein Schiff nach Australien oder rannten in den Wald. Heute weiß ein neunjähriger Ostberliner: Wer ausreißen will, muß über die Mauer. Der kleine Thomas erzählte nach dem Sprung den Feuerwehrleuten: „Nach der Schulpause ha'm wa uns vadrückt, mein Freund und ick. De Vopos ha'm wa jeblitzt. Ick weeß, dat man nur noch mit 'nem Sprung nach'em Westen kommt. Also schlichen wa uns zur Bernauer Straße und die Treppen hoch, krochen durch 'ne Dachluke und winkten zum Westen. Aber die ha'm uns wohl nich für voll jenommen. Dauerte ja 'ne Stunde, bis die Feuerwehr anrollte. Na, und nu wollte ick ooch nich mehr springen, weil ick plötzlich Angst hatte. Ick rutschte dann bis zur Dachrinne — mir war janz übel. Mein Freund (auf den Bildern rechts noch am Dachrand) rief: Wa jehn lieba zurück. Da hörte ick plötzlich 'nen Vopo brüllen: ‚Komm zurück, Bengel!' Da ließ ick mir in det Sprungtuch fallen. Det sah von hier oben wie een kleener Klecks aus. Mein Freund Jürgen wer'n se wohl jeschnappt ha'm. Au Backe, wat wer'n se wohl mit dem machen . . ." Und was wird man mit Thomas Monitor im Westen machen? Er wurde mit einer leichten Rückenverletzung ins Krankenhaus gebracht. Er hat im Westsektor Verwandte. Sein Vater ist Betriebskampfgruppenleiter in einem Volkseigenen Betrieb, ein überzeugter Kommunist also wohl. Doch: Die Heimkehr des verlorenen Sohnes kann der Westen so wenig verweigern, wie sie der Osten fordern kann. Thomas „gehört" weder West noch Ost, sondern seinen Eltern.

EIN BERICHT VON HAROLD KOSEL UND JOCHEN G. JUNG



Nur noch 86 Seemeilen bis Rotchina



Tschiang Kai-schek inspizierte auf Formosa seine Schwimmsoldaten. Die Invasion Rotchinas fand aber auch diesmal nicht statt



Asiens kriegerischster Insulaner hat „die Chance seines Lebens" verpaßt, lachender Dritter beim Streit seiner beiden Erzgegner zu werden. Generalissimus Tschiang Kai-schek, Herr über zehn Millionen Nationalchinesen und eine kleine, aber sehr modern ausgerüstete Truppe, wollte auf dem chinesischen Festland landen, um den Kampf mit Mao Tse-tung, Herr über 600 Millionen Chinesen und eine drei Millionen Mann starke Armee, aufzunehmen. Das verspricht er zwar schon seit zwölf Jahren, aber diesmal waren die Umstände günstiger: Rotchina liegt in heftiger Fehde mit Moskau. Eine Hungersnot hat die Unzufriedenheit auf dem Festland gefährlich gesteigert. Tschiang frohlockte: „China ist am Rande des Zusammenbruchs, die heilige Expedition, die von Formosa aus unsere Landsleute retten und die Verräter strafen soll, kann jetzt jeden Augenblick beginnen. Dies ist die Chance unseres Lebens. Sie wird vielleicht nie wiederkommen." Möglich – aber ohne amerikanische Flotten- und Luftwaffenhilfe müßten Tschiangs Soldaten ans Festland schwimmen. Er kann nur zwei Divisionen mit Landungsbooten und eine aus der Luft absetzen. Seine „heilige Expedition" würde zudem zweifellos die Amerikaner in einen Krieg mit Rotchina verwickeln. So kam von Präsident Kennedy nur ein kühles „No". Tschiangs Soldaten müssen sich weiter mit Paradeschwimmen begnügen

Ein Bericht von Fred Jhrt

Nach Anruf Mord

Der wichtigste Indizienprozeß nach dem „Fall Rohrbach", der Prozeß des Jahres 1962, hat in München begonnen: Vera Brühne und Johann Ferbach sind angeklagt, den Internisten Dr. Otto Praun und seine Haushälterin Elfriede Kloo ermordet zu haben. Zeugin der Anklage: Veras Tochter Sylvia



Am Tag, als der Anruf kam, zeigte das Kalenderblatt auf dem Schreibtisch in der Praxis des eleganten Münchner Arztes Dr. Praun den 14. April 1960. Die Zeiger auf dem Zifferblatt der Praxisuhr wiesen auf wenige Minuten vor 17 Uhr. Das Telefon klingelte. Den Inhalt des Anrufes erzählte Dr. Praun seiner Sprechstundenhilfe Renate Meyer: „Stell dir vor, die Vera ist mit Dr. Schmitz schon auf dem Wege nach draußen (zu Dr. Prauns Villa am Starnberger See), und ich wollte doch vorher verschiedenes mit ihr besprechen." Vera – das wußte Renate Meyer – war Dr. Otto Prauns langjährige Freundin Vera Brühne. Sie sollte Prauns spanische Millionenvilla erben – falls Praun das Grundstück nicht verkaufen würde. Nun wollte Praun verkaufen. Und Dr. Schmitz, auch das wußte Renate Meyer, hatte sich als Käufer gemeldet. Vera Brühne hatte ihn dem Dr. Praun selbstlos vermittelt, obwohl sie ihr Erbe dadurch verlieren würde. Fünf Tage später, am 19. April gegen Abend, sah Renate Meyer Dr. Praun wieder: blutüberströmt, tot. Die Kriminalpolizei entdeckte noch eine weitere Leiche. Sie lag im Keller



Auf der Anklagebank neben Vera Brühne: Johann Ferbach, Büchsenmacher aus Köln





Seit Oktober „Bleibe" der Vera Brühne: Zuchthaus Stadelheim

„Sie wurde von Dr. Praun ermordet." So lautete das vorschnelle Urteil des Landkriminalers Karl Rodatus. Renate Meyer hatte ihn verständigt, als sie den toten Dr. Praun entdeckte. Die Frau, die von Praun ermordet worden sein sollte, hieß Elfriede Kloo und war seit 17 Jahren seine treue Freundin und Haushälterin; die einzige Frau, mit der der leichtlebige 65jährige Junggeselle Praun niemals Streit gehabt hatte. Dennoch folgerte Rodatus: „Erst hat Praun Elfriede Kloo erschossen, dann hat er sich selbst entleibt." So konnte Vera Brühne auf ihr Erbe hoffen. Jetzt, zwei Jahre später, sitzt sie im großen Schwurgerichtssaal Münchens vor ihren Richtern. Neben ihr: Veras alter Freund Johann Ferbach. Beide haben bis jetzt geleugnet. Dennoch ist die Staatsanwaltschaft überzeugt, Vera Brühne und Johann Ferbach durch einen lückenlosen Indizienbeweis des doppelten Mordes überführen zu können. 63 Zeugen sind geladen. Der wichtigste: Sylvia, Vera Brühnes Tochter, 20 Jahre alt

In glücklichen Zeiten ein Herz und eine Seele: Vera Brühne und ihre Tochter Sylvia in ihrer Münchner Wohnung, Kaulbachstraße 44. Jetzt trennt sie die Barriere im Gerichtssaal. Vera sitzt auf der Anklagebank, Sylvia auf der Zeugenbank – wenn sie aussagt

Nach Anruf Mord

Fortsetzung von Seite 16

Brühne, Vera Maria, und Ferbach, Johann, sind hinreichend verdächtig, in bewußtem und gewolltem Zusammenwirken zwei Menschen aus Habgier und heimtückisch, in einem Fall außerdem, um eine andere Straftat zu ermöglichen, getötet zu haben."

In dem hohen, mit deutschem Nußbaum getäfelten großen Schwurgerichtssaal im Münchner Justizpalast verliest der Erste Staatsanwalt beim Landgericht München II, Dr. Carl Rüth, die Anklageschrift. Mittwoch, der 25. April 1962, ist als Eröffnungstag der Verhandlung im Fall Brühne/Ferbach angesetzt. Um neun Uhr morgens soll hier der Prozeß des Jahres beginnen: gegen die 51jährige Münchner Hausfrau Vera Brühne und ihren Freund, den 48jährigen Büchsenmacher Johann Ferbach.

Sie beide sind angeklagt, am 14. April 1960 den Münchner Arzt Dr. Otto Praun und seine Haushälterin Elfriede Kloo in Prauns Villa in Pöcking am Starnberger See ermordet zu haben. Beide haben bis zu diesem Augenblick die Tat geleugnet. Beide begegnen sich zum erstenmal seit Vera Brühnes Verhaftung am 3. Oktober 1961 wieder hier auf der Anklagebank.

Die Anwälte vor ihnen, Heinz Pelka für Johann Ferbach und Dr. Franz Moser und Dr. Franz Kuhnert für Vera Brühne, tragen Zuversicht zur Schau. Sie glauben, guten Grund dazu zu haben. Denn dieser Prozeß ist nicht nur ein Ereignis, in dem sich menschliche Schuld und Sühne widerspiegeln. Dieser Prozeß ist auch juristisch ein Ereignis ersten Ranges.

Seit im vorigen Juni ein Schwurgericht in Münster die 36jährige Hausfrau Maria Rohrbach in einem Wiederaufnahmeverfahren freisprechen mußte, nachdem sie zwei Jahre zuvor auf Grund angeblich lückenloser Indizien wegen Mordes an ihrem Mann zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt worden war, wird jeder Vorsitzende, jeder Beisitzer und jeder Geschworene doppelt und dreifach vorsichtig in seinem Urteil sein. Zumal dann, wenn, wie hier, kein Geständnis der Angeklagten vorliegt und die Staatsanwaltschaft sich ausschließlich auf Indizien stützen muß.

Das wissen die beiden Angeklagten, das wissen ihre Verteidiger, das wissen Gericht und Staatsanwaltschaft — und das wissen auch die 40 Journalisten und die 50 Juristen, für die in den ersten Reihen des Zuschauerraumes Plätze reserviert worden sind.

Beinahe war es ein perfekter Mord

Dem 39jährigen Staatsanwalt Dr. Carl Rüth, einem kleinen lebhaften Mann von scharfer Logik, ist bei der Verlesung der Anklageschrift keine Sekunde lang Unsicherheit anzumerken. Er ist seiner Sache und seiner Beweise ebenso sicher, wie Vera Brühne und Johann Ferbach es sechs Monate lang nach



Selbstmord in Hut und Mantel. So fand der Landpolizist Karl Rodatus aus Fürstenfeldbruck den Dr. Otto Praun am 19. April 1960 im Flur der Praunschen Villa in Pöcking am Starnberger See. Rodatus fand es selbstverständlich, daß man sich in Hut und Mantel erschießt. Er hielt es nicht für nötig, das blutverkrustete Gesicht des Toten genau untersuchen zu lassen. So entging Rodatus, daß Dr. Praun zweimal tödlich in die Schläfe getroffen war: daß er sich also zweimal totgeschossen haben müßte

dem Mord an Dr. Praun und Elfriede Kloo sein konnten. Denn beide Leichen waren ohne gerichtliche Obduktion beerdigt worden, und kein Hahn schien mehr nach der Affäre Praun/Kloo zu krähen, die außer dem engsten Bekanntenkreis der Toten niemand bekannt geworden war. Vor allem keiner Amtsperson. Mit Ausnahme des für die ersten Ermittlungen zuständigen Obermeisters der Landeskriminalpolizei in Fürstenfeldbruck Karl Rodatus.

Dieser Mann mit schlichtem Verstand, der seine einfachsten Berufspflichten am Tatort versäumte, ist schuld daran, daß fast alle Spuren am Tatort verblaßt waren. Er ist schuld, daß beinahe eines der dümmsten und ungeschicktesten Verbrechen der letzten Jahrzehnte ein „perfekter Mord" geworden wäre. Er ist schuld daran, daß der Mord an Dr. Praun und Elfriede Kloo erst zwei Jahre nach der Tat vor das Schwurgericht kommen kann. Ihm ist zuzuschreiben, daß heute ein junges Mädchen, fast zwei Jahre lang zerrissen von Gewissensqualen, an den Grenzen ihrer Nervenkraft angelangt und dem Zusammenbruch nahe ist: Sylvia, die Tochter der angeklagten Vera Brühne. Sie wird — ob sie will oder nicht — zum wichtigsten Zeugen der Anklage.

Vera Brühne und Johann Ferbach können also sicher sein, daß das Schwurgericht in München unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Claus Seibert, der schon mit bestechender Logik und unbeugsamer Sachlichkeit den Prozeß gegen den Tegernseer Krebsarzt Dr. Issels geführt hat, sich der beiden gravierenden Tatsachen bewußt ist, die die Urteilsfindung erschweren:

- des Freispruchs der schon einmal wegen Mordes zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilten Maria Rohrbach;
- daß die Kriminalpolizei ihre Recherchen erst sechs Monate nach der Tat beginnen konnte, als wesentliche Spuren am Tatort bereits beseitigt oder verblichen waren.

Dennoch — es sieht nicht sehr gut aus für die beiden Angeklagten; aller Zuversicht der Verteidigung und aller Torheit des ersten Untersuchungsbeamten zum Trotz.

Wie man aus Mord einen Selbstmord macht

Als Rodatus von Prauns Sprechstundenhilfe Renate Meyer am Abend des 19. April 1960, am Dienstag nach Ostern, in die Mordvilla in Pöcking am Starnberger See gerufen wurde, fand er Dr. Praun im Hausflur neben der Heizung liegend, noch in Hut und Mantel, mit blutüberströmtem Gesicht. Im Keller lag Elfriede Kloo mit einer Kugel im Genick. Rodatus konstatierte: Der Tod der beiden ist am 14. April 1960 eingetreten. Das blieb so ziemlich seine einzige richtige Feststellung in dieser Angelegenheit. Was er sonst noch unternahm und in seinen Bericht schrieb, ist selbst für einen Laien unbegreiflich. Karl Rodatus versäumte:

- die Wohnung und die auf dem Tisch stehenden Kognakgläser nach Fingerabdrücken zu untersuchen. Statt dessen trank er aus diesen Gläsern mit dem Sohn des Ermordeten Schnaps.
- Er erklärte — der Himmel mag wissen warum — nach flüchtiger Untersuchung, Dr. Praun habe sich durch den Mund geschossen aus Verzweiflung darüber, daß er vorher seine Freundin Elfriede Kloo im Streit durch einen Genickschuß umgebracht hatte.

Als Indiz genügte Rodatus die Mordwaffe, die so neben Dr. Praun gelegen hatte, als sei sie ihm beim Selbstmord aus der Hand gefallen. Hätte Rodatus seine Pflicht getan und die Leichen untersuchen lassen, hätte er feststellen können, daß Dr. Praun nicht einen, sondern zwei Einschüsse im Kopf hatte (Stern Nr. 43/61 „Ein toter Mann schießt nicht mehr"). Jetzt wird sich

Weiter auf Seite 118

Täglich wie neu geboren!

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist

Odol

nachweislich zur Pflege der Zähne und des Mundes besonders zu empfehlen

ODOL WERKE

Atem ist Leben

Die moderne Wissenschaft hat die engen Beziehungen zwischen Hygiene und seelischem Wohlbefinden nachgewiesen. Man weiß, daß ODOL-Mundwasser in Mundhöhle und Rachen ein befreiendes und regenerierendes Gefühl auslöst. Sofort ist man erfrischt, man atmet freier und fühlt sich herrlich aktiv – wie neu geboren!



Der tägliche Gebrauch von ODOL ist wegen seiner desinfizierenden Wirkung auch eine gute Vorbeugungsmaßnahme gegen Infektionen. Es empfiehlt sich deshalb, auch abends den Mund mit ODOL zu spülen.





Je praktischer die Küche, um so einfacher die Arbeit. Bereits die Hälfte aller westdeutschen Hausfrauen hat das beherzigt und ihre Küchen modern eingerichtet. Und diese Küchen können mit der Familie wachsen



Die Küche nach Maß



Der Junggeselle kocht allein, aber wie lange? Wenn er klug ist, schafft er sich die Grundelemente einer Anbauküche an, wie sie fast alle deutschen Küchenfirmen in ihr Programm aufgenommen haben. Die Elemente der Anbauküche lassen sich zusammenfügen wie Baukastensteine. Sie kommen dem wichtigsten Grundsatz zur Einrichtung einer Küche entgegen: erst denken, dann kaufen. Dem Junggesellen genügt anfangs gut eine Herd-Spüle-Kombination, die zwei Unterschränke enthält; links für den Abfalleimer, rechts für Töpfe. Im Hängeschrank ist Platz für Geschirr und vier Schütten. Auf den Kühlschrank, einen 150-l-Kompressor, sollte er nicht verzichten; er hilft rationell wirtschaften



Dann wird geheiratet. Ein Ehepaar hat schon mehr Geschirr, Töpfe und Küchengeräte. Und es braucht auch mehr Vorräte. Zur Grundausstattung des Junggesellen hat die Frau mitgebracht: einen Schrank, dessen Mittelteil jetzt den Kühlschrank aufnimmt; einen zweitürigen Schrank für Küchenmaschinen und ihre Zusatzteile; zwei Hängeschränke mit Einlegeböden; einen Eck-Hängeschrank und einen Eck-Unterschrank mit zwei drehbaren Abstellflächen. Toaster und Küchenmaschinen vervollständigen die Einrichtung. Jetzt ist schon eine Wand der Küche ausgefüllt. Übrigens in einer Anordnung, die die Arbeit sehr erleichtert, weil genügend Arbeits- und Abstellflächen vorhanden sind

Später sind die Kinder da. Nun verlangt die Familie von der Hausfrau viel Kleinarbeit, die sie nur bewältigen kann, wenn sie die Küchenarbeit klug organisiert. Die Küche wird nun an der Fensterwand erweitert. Hier entsteht ein neuer geräumiger Arbeitsplatz unter besten Lichtverhältnissen. Folgende Anbauteile kommen hinzu: ein Unterschrank mit eingebautem Allesschneider; ein Unterteil mit zwei Schubkästen und einem Ausziehtisch; ein Hängeschrank und ein hoher Besenschrank. Eine elektrische Kaffeemühle und eine Hängewaage dürfen nicht fehlen. Für den Vier- bis Fünfpersonenhaushalt ist die Küche komplett. Diese Anbauküche erfordert einen Raum von elf Quadratmetern



Auf Seite 23 und den folgenden Seiten erfahren Sie noch mehr über Küchen

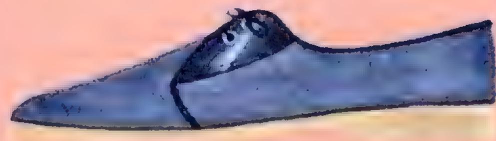
Leichte Schuhe für Wochenend und Urlaubsruhe



R 62044



WEEKENDER RH 1001 Größen: 6 – 12 DM 12,90



KORSAR Größen: 35 – 47 ab DM 13,50



WEEKENDER ST 809 Größen: 2 – 8 DM 8,90



WEEKENDER N 301 Größen: 2 – 8 DM 9,50



WEEKENDER ST 812 Größen: 2 – 8 DM 9,50



WEEKENDER ST 802 Größen: 2 – 8 DM 7,90

unverbindliche Richtpreise

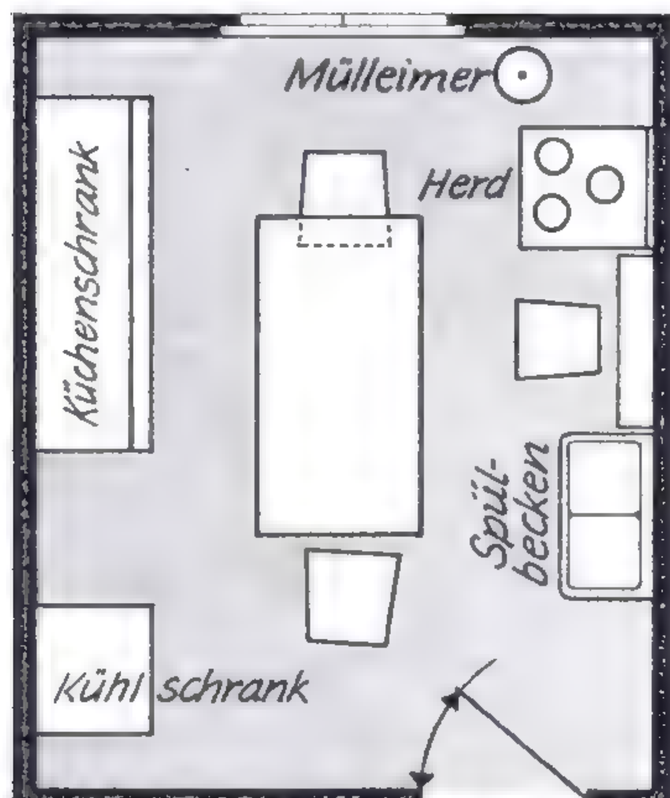
Fragen Sie den Fachhandel

ROMIKA Weekender mit modischem Chic

ROMIKA LEMM & CO. GMBH., Gusterath-Tal, Kr. Trier

Die bequeme Küche

Fortsetzung von Seite 21

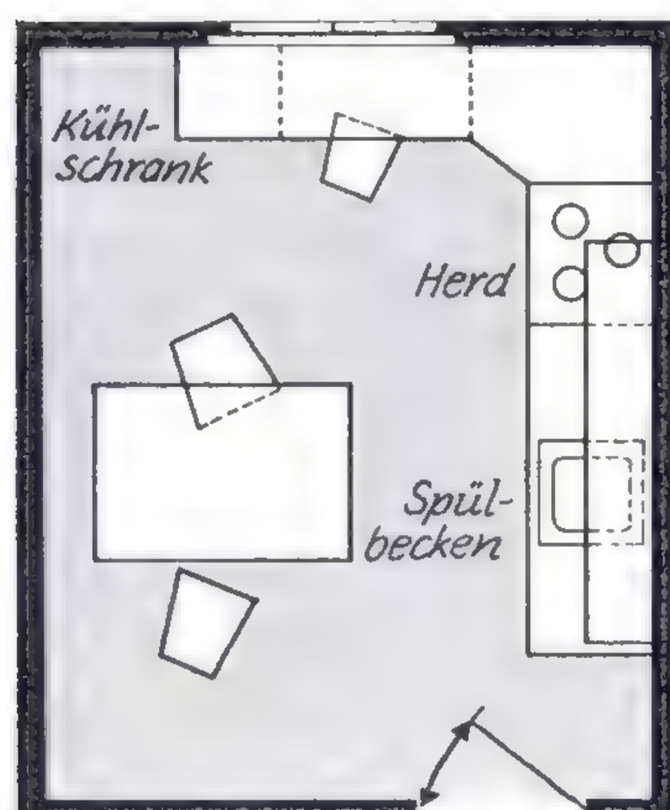




FALSCH
Zu viele Wege machen schnell müde

Wer hart arbeitet, muß seine Kräfte schonen

Die Hausfrau hat täglich mindestens vier bis fünf Stunden in der Küche zu tun. Vergleicht man die Arbeitszeit der Hausfrau in der Küche mit der Leistung der Industriearbeiter an ihren Werkplätzen, so lassen sich für Westdeutschland im Monat etwa 1,1 Milliarden Arbeitsstunden der Hausfrau gegenüber 0,38 Milliarden Arbeitsstunden der Industriearbeiter errechnen. Die Küche ist also ein Kleinstbetrieb, der genauso wirtschaftlich durchdacht sein sollte wie ein Großunternehmen. Keine Hausfrau kann es sich heute leisten, ihre Arbeitskraft zu vergeuden; das kostet sie Zeit und Gesundheit. Jede Küche muß so eingerichtet sein, daß der Frau jeder unnötige Weg erspart bleibt. Herd, Arbeitsplatz und Spüle müssen dicht beisammenliegen. Auch das ist wichtig: Die richtige Arbeitshöhe für Küchenmöbel liegt bei 85 cm. Falsche Arbeitshöhen strengen unnötig an und rauben bis zu 25 % der Arbeitskraft.





RICHTIG
Hier ist alles zum Greifen nah

Wündrich-Meißen

Überall wie Zauberei wirkt die Sauberkraft von REI

Der Teppich fühlt sich beflügelt und strahlt in frischer, farbenfroher Sauberkeit nur durch einfaches Arbeiten mit REI-Schaum.

Erleben Sie aufs Neue das REI-Wunder im Haushalt: was es auch sei – alles sauber durch REI.
REI schont immer, schadet nie! Alles, was Ihnen im Haushalt wertvoll ist, alles das wird von REI aufs Beste gewaschen, gereinigt, gepflegt und konserviert.

Entdecken Sie sie neu, die universale Sauberkraft von REI. Ob zarte Feinwäsche, Buntwäsche, Polster, Teppiche, Lederwaren, ob Fenster, Kacheln, lackierte Flächen, Kunststoffe, Porzellan oder Kristall – alles wird neu durch REI – das ist die universale Sauberkraft von REI.



Im Normalpaket DM -,65 Im Doppelpaket DM 1,15
In der Tube DM 1,20

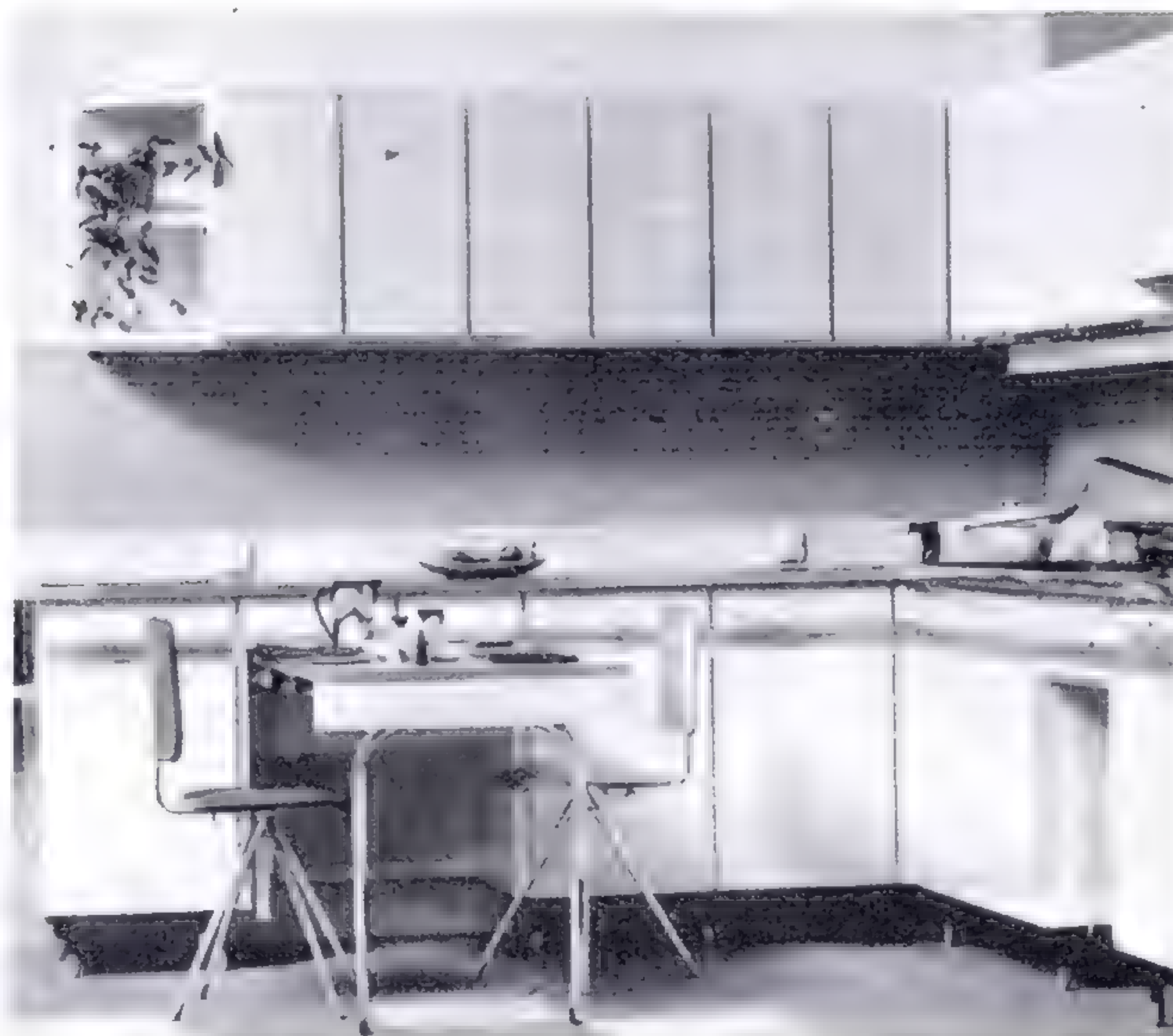
Wie Zauberei… alles sauber durch REI

In der Küche schmeckt's am besten

Fortsetzung von Seite 23



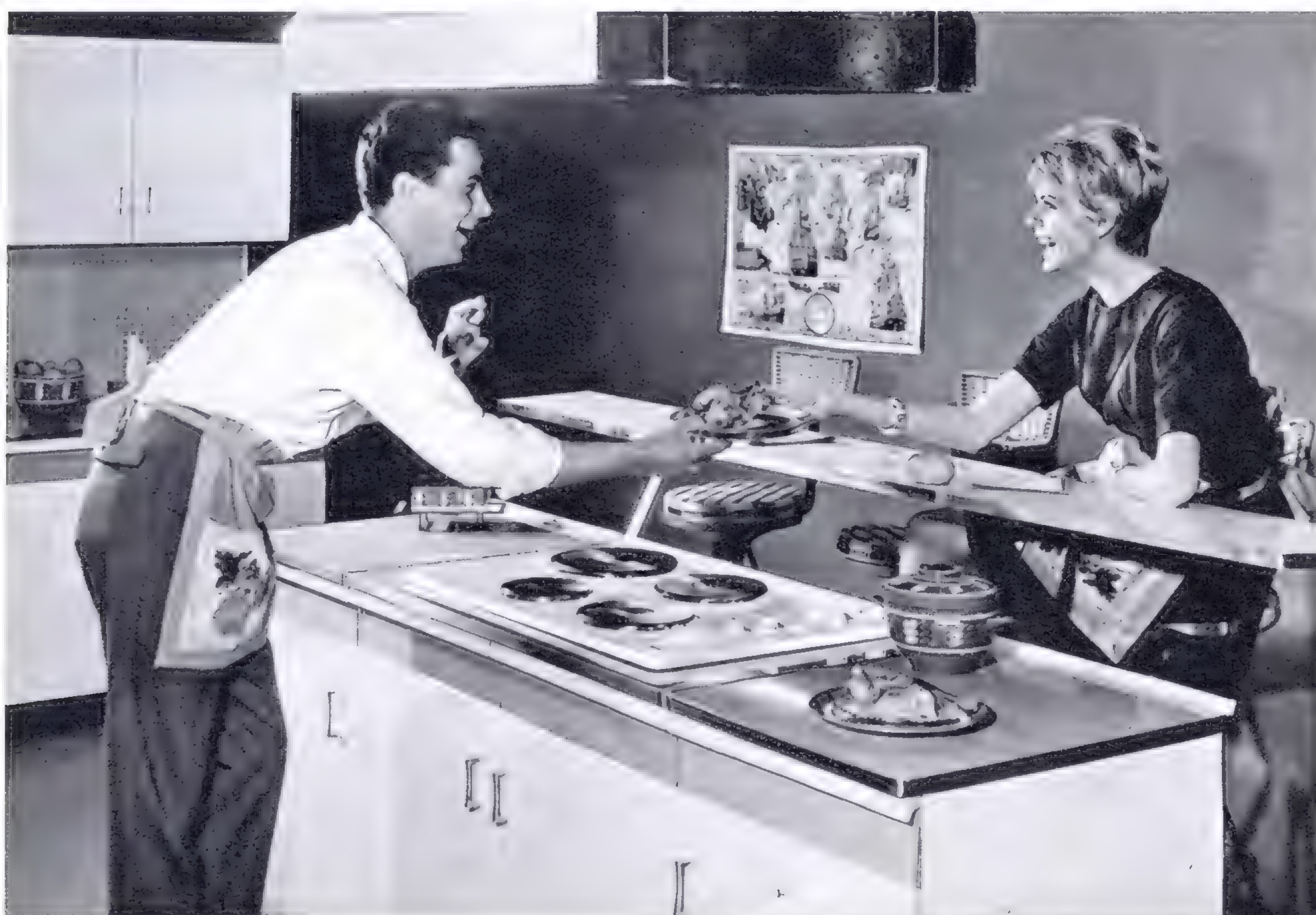
Nur ein Schritt vom Herd zum Tisch. Der Eßplatz in der Küche hat viele Vorteile. Er erspart der Frau das unentwegte Auf- und Abdecken des Tisches im Wohnzimmer, er verkürzt ihr viele Wege, und überdies kann der Eßplatz in der Küche auch für manches andere benutzt werden. Die Mutter kann hier die Schularbeiten der Kinder beaufsichtigen, sollte sie in der Küche unabkömmlich sein; die Kinder können hier basteln oder spielen. Die Zeit, in der man von Wohnküchen nichts wissen wollte, ist vorbei



Tischlein deck dich — so schnell ist der herausziehbare Eßtisch für die Mahlzeit bereit. Er ist mit einer Kunststoff-Platte überzogen, die wärmebeständig und ganz leicht sauber zu halten ist. Nach der Mahlzeit verschwindet der Tisch wieder unter der Küchenwand. Er nimmt also keinen Platz weg. Natürlich kann er auch als Arbeitstisch verwendet werden



Für den Imbiß, der nicht viel Zeit in Anspruch nehmen soll, eignet sich am besten eine Tischplatte, die um den in der Mitte der Küche stehenden flachen Schrank läuft. Von der einen Seite wird die Tasse gefüllt, auf der anderen wird sie ausgetrunken. Dabei braucht man nicht einmal von der Zeitung aufzusehen. Das ist ein idealer Platz für das Frühstück



Die Küchenbar kommt aus Amerika und aus den skandinavischen Ländern. Hier geht's direkt vom Feuer in den Mund. Zwar ist solche Küchenbar noch etwas befremdlich anzuschauen und für den sozialen Wohnungsbau nicht praktikabel, aber trotzdem gewinnt sie auch bei uns immer mehr Freunde. Ein Wrasenfang über dem Herd sorgt für eine einwandfreie und schnelle Entlüftung

Es gibt keine Faser, die eine Constructa nicht waschen könnte



Die Frische des Leinens – das Weiche der Wolle – den zarten Glanz der Kunstfaser – alles, was Sie an Ihrer Wäsche lieben, pflegt und bewahrt die Constructa.

Sie wäscht wie eine erfahrene Hausfrau: gründlich und strahlend sauber, aber auch schonend und sanft. Zum Beispiel Wolle: nur leichtes Durchfluten mit handwarmer Lauge – bei abgeschaltetem Schleudergang. Das ist wirklich perfekte Waschtechnik.

Constructa – der einzige Vollautomat mit dem zusätzlichen Reinigungsgang: Bis zu 30% des Schmutzes werden bereits vor den eigentlichen Waschgängen ausgespült – ohne Waschmittel – ohne Heizstrom! Constructa – das ist die einzige vollautomatische Waschmaschine mit allen Vorzügen des Constructa-Waschverfahrens (Strömungsverfahren).

Constructa 61 – die beste Constructa. Beneidenswert, wer sie besitzt.

GUTSCHEIN

Bitte kreuzen Sie an, was Sie sich wünschen:

- ○ den neuen, großen Constructa-Katalog.
- ○ kostenlose, unverbindliche Aufstellungsberatung im eigenen Heim.

Bitte ausschneiden und absenden an Abt. F 11 Constructa-Werke, Lintorf bei Düsseldorf.

Name: .... Ort: ....

Straße: ....

Constructa-Vertretungen: Amsterdam, Constructa-Niederlassg., Keizersgracht 522 · **Bozen,** Soc. Ac. di R. Pernthaler, Vicolo Gummer 2 · **Brüssel-13,** J. van Assche & Co. S. A., 636, Av. de Schaerbeek · **Haugesund/Norwegen,** Trygve Flikkeit, Skjoldeveien 44 · **Helsinki,** OY Palsbo Ab, Skillnadsgatan 15-17 · **Luxemburg,** J. van Assche & Co. S. A., 16, Rue des Capucins · **Paris 8e,** S.I.V.A.M., 225, Faubourg Saint-Honoré · **Soultz/Haut-Rhin,** R. Theiler, Rue de la Marne · **Stockholm 6,** Elektroskandia AB, 75-77 Norra Stationsgatan · **Wien 1,** Constructa-Waschautomaten Vertrieb, Schottengasse 4 · **Zürich 22,** Novelectric A.G., Claridenstraße 25

Constructa



Wer mehr Platz hat in seiner Küche, der kann sie in Arbeitsbereich und Eßecke unterteilen. Das erreicht man durch geschickte Stellung der Einbaumöbel, wie dieses Beispiel zeigt. Der Unterschrank mit aufgesetztem Hängeschrank bildet hier die Grenze. Übrigens kann der Hängeschrank von beiden Seiten geöffnet werden, von der Küchenseite aus und vom Eßplatz her auch, das erspart lästige Lauferei. Die Schrankflächen dieser Küche sind alle mit Kunststoff überzogen. Die Kunststoff-Flächen können auch farbig geliefert werden, denn eine Küche braucht nicht immer weiß zu sein wie ein Labor. Man sollte nicht zu knallige Farben wählen!

Praktische Küchentips

Kleinigkeiten, die der Hausfrau die Arbeit erleichtern



Eckschränke sind ideal, um Töpfe, Kannen und Pfannen unterzubringen. Besonders praktisch ist dieser Eckschrank, weil mit dem Öffnen der Tür, die sogar nach beiden Seiten hin ausschwingen kann, zugleich die Drehscheibe bewegt wird. Diese Drehscheibe ermöglicht es, daß man leicht an alle abgestellten Sachen heran kann. Solche Eckschränke werden von allen deutschen Küchenfirmen hergestellt. Sie lassen sich auch in kleinen Räumen gut aufstellen



Mit einem Griff hat die Hausfrau, was sie braucht. Hier eine andere Form des Eckschrankes, der ebenfalls zur Aufbewahrung von Töpfen dient. Es werden aber auch Eckschränke hergestellt, in denen der Abfallbehälter eingebaut ist. Er hat einen Fußhebel, der automatisch den Deckel hochklappt, damit man sich nicht die Hände schmutzig macht. Der Behälter kann leicht herausgenommen und zum Müllschacht getragen werden. Ein praktisches Verfahren



Die Trockenkammer für Küchenhandtücher ist in der Nähe der Spüle im Unterschrank eingebaut. Sie ist mit einem elektrischen Warmlufttrockner ausgerüstet. Der Kippschalter davor kann mit dem Fuß mühelos bedient werden. Auf diese Weise werden feuchte Handtücher in Minutenschnelle trocken. Die Bügel, auf die die Handtücher gehängt werden, sind herausziehbar, damit sich die Hausfrau nicht extra bücken muß. Jeder Handgriff soll sehr bequem sein

Bücken tut weh, und viele Hausfrauen haben leider kaputte Bandscheiben. Deshalb geht man immer mehr dazu über, Bratöfen und Kühlschränke in halber Höhe in der Küche einzubauen. So macht die Küchenarbeit Spaß. Man hätte nur schon viel eher darauf kommen müssen. Die vier Elektroplatten zum Kochen sind nicht mehr als Herd erkennbar, da sie in die Tischplatte eingelassen worden sind



Es ist da! Das neuartige Haarspray mit dem klaren Vorzug! Es hält Ihr Haar wunderbar natürlich und ist

kristallklar

VO5



Machen Sie den Spiegeltest!

Sprühen Sie VO5, aus etwa 30 cm Entfernung, auf einen Spiegel und überzeugen Sie sich selbst: VO5 ist absolut durchsichtig – kristallklar und rein!

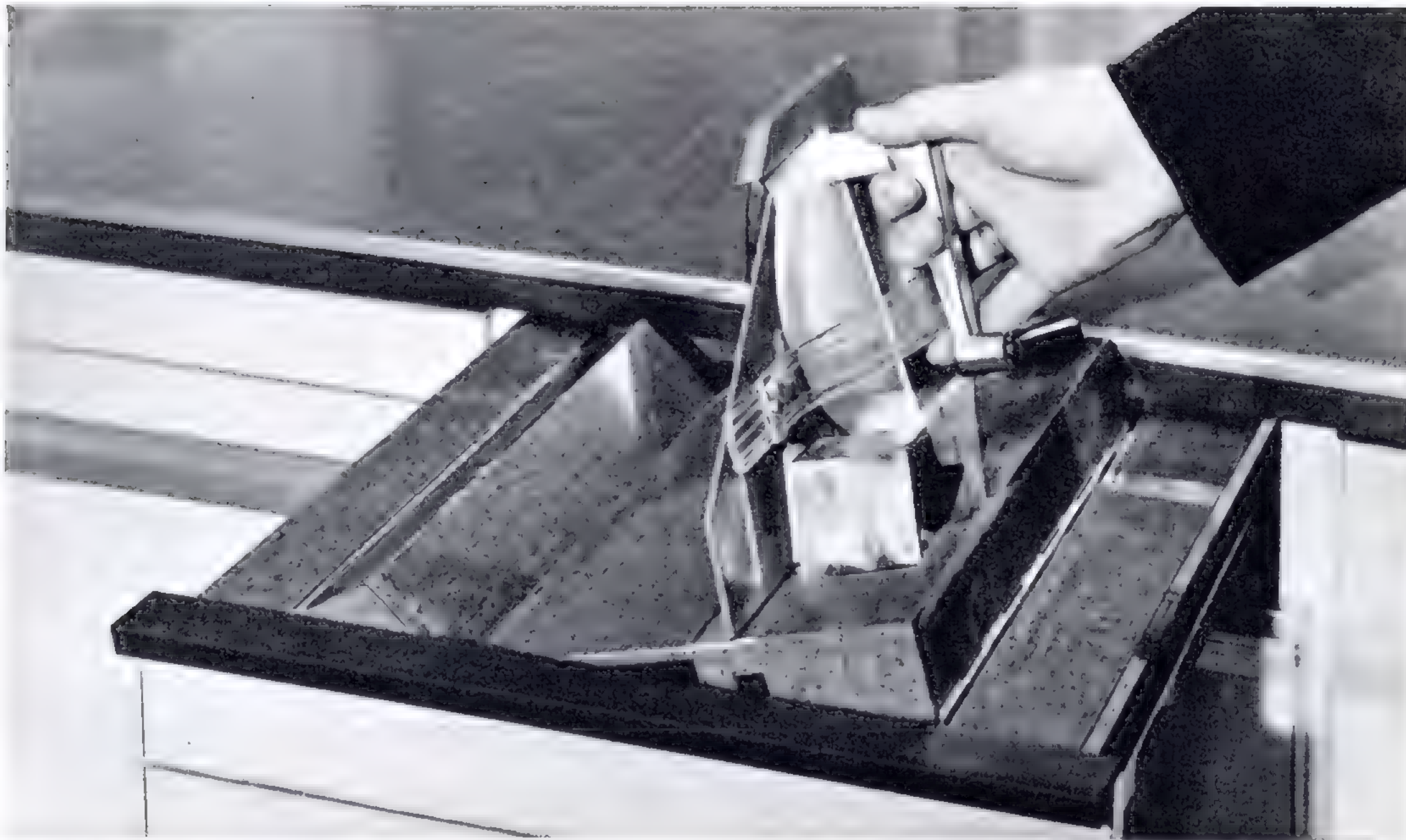
VOH 211

VO5 hält Ihre Frisur tadellos! Ihr Haar bleibt immer natürlich, locker und duftig – so oft Sie es auch verwenden! Denn VO5 enthält Vy-tral! Dieser neue Bestandteil macht VO5 zu einem vollkommen reinen, kristallklaren Haarspray, das den natürlichen Glanz Ihres Haares voll zur Geltung bringt, keinen Belag bildet und vor allem niemals klebt!



Praktische Küchentips

Fortsetzung von Seite 27



Aus der Versenkung taucht die kombinierte Brot- und Wurstschneidemaschine aus rostfreiem Stahl auf, sobald man sie braucht. Die Maschine ist auf einen faltbaren Plastikuntersatz montiert, der sie ebenso schnell wieder im Küchentisch verschwinden läßt. Solche Konstruktionen halten der Hausfrau die Arbeitsflächen frei. Kein Gerät steht mehr herum und behindert die Bewegungsfreiheit. Die Küche sieht immer aufgeräumt aus. Ordnung ist das erste Gebot für reibungslosen Arbeitsablauf



Jede Fläche wird genutzt. Ein Drahtgeflecht an der Innenseite der Schranktür dient zum Aufhängen verschiedener Küchengeräte. Hier ist alles übersichtlich geordnet und leicht erreichbar. Man kann das Drahtgeflecht anschrauben oder mit Saugnäpfen an der Tür befestigen. Letztere Methode hat den Vorteil, daß man das Drahtgeflecht zum Reinigen der Türflächen abnehmen kann. Das „Drahtgeflecht" gibt es auch aus festem Kunststoff



Küchenmaschinen sollten einen ständigen Platz haben, der von vornherein groß genug ist, um auch alle später gekauften Zusatzteile unterbringen zu können. Hier ist die Küchenmaschine auf eine Platte montiert, die nach unten in den Schrank hinein geklappt werden kann. Die Zusatzteile liegen in einem ausziehbaren Schubfach stets griffbereit. Solche Maschinenschränke gibt es bereits in den verschiedensten Größen und Ausführungen



Die Küche wird zum Karussell. So sieht die Industrie die Küche von morgen. Ein kreisrunder Kommandostand, hinter dem die Frau nur noch Schalter zu bedienen braucht. Aber diese Küchenform ist vorerst nur in Einzelhäusern zu verwenden, denn sie braucht viel Platz



„Wir haben es satt, immer nur von den Opfern unserer Eltern zu hören. Wir wollen endlich die Früchte des Kommunismus ernten.“ Das sagte uns ein Student in Moskau, und so wie er denken viele. Auch in der Sowjetunion gibt es ein Halbstarkenproblem, wir trafen Schieber und randalierende Banden - aber unser wichtigster Eindruck war: Jeder junge Russe lernt auf der Mittelschule genausoviel wie ein deutscher Abiturient

Unsere charmanteste Bekanntschaft machten wir auf dem Roten Platz vor dem Kaufhaus Gum: die 19jährige Studentin Tanja – ein Mädchen, das sich von einer feschen Wienerin oder Römerin nur durch das Kopftuch unterschied, mit dem sich die Russinnen vor dem kalten Moskauer Winter schützen. An Tanja sahen wir, um wieviel freier das Leben der Sowjetmenschen in den letzten Jahren geworden ist. Sie ist mit einer französischen Studentin befreundet, die ihr hin und wieder ein Modejournal schenkt. Daraus schneidert sich Tanja ihre Kleider selber. Als wir sie fragten, ob sie einen Freund habe, erschrak sie: „Mein Gott – ich wollte ihn ja schon vor einer Stunde anrufen!“ Und dann lief sie schnell zu einer Telefonzelle



„Bist du das, Arkascha? Sehen wir uns heute abend?“



„Also gut, dann um sieben vor dem Puschkin-Denkmal.“

HENRY KOLARZ

Verwandte in Moskau

FOTOS: ROBERT LEBECK



Der Kuß durchs Telefon muß genügen, denn Tanja hat das Problem aller Moskauer Liebespaare: Es gibt kein Plätzchen in der Riesenstadt, an dem sie mit ihrem Freund allein sein kann. Tanja wohnt mit ihrer Mutter in einem Zimmer, und die Restaurants, Parks und Straßen sind zu jeder Zeit überfüllt. In Moskau fragt die Liebe nicht nur nach dem: Wer, sondern vor allem nach dem: Wo

Verwandte in Moskau



Mit 17 beginnt noch nicht das Leben in den sowjetischen Schulen. Die Mädchen bleiben länger Kinder. Die meisten tragen bis zur letzten Klasse ihre puritanischen Schulkittel, deren einziger karger Schmuck weiße Kragen sind. Lippenstift und Nagellack sind auf der Schule tabu. Über die Gesundheit wacht eine Krankenschwester, die im Schulkrankenzimmer Dienst tut (Bild rechts) – zwischen roten Fahnen, Friedensparolen und Anleitungstafeln für die Erste Hilfe



Im Gleichschritt für den Kommunismus, auch in der Turnhalle. Die Disziplin ist straff, die Lehrmethode einseitig. Den Schülern wird das Pensum eingepaukt, sie stellen keine zweifelnden Fragen, und es gibt keine Diskussionen. Schon in der Schule wird die Gläubigkeit der Russen in die kommunistischen Dogmen gepflanzt. Es spricht für ihre natürliche Intelligenz, daß sie auch nach 45 Jahren Kommunismus kritisches und selbständiges Denken nicht verlernt haben



Das ist die Schule, die mein Vater von 1905 bis 1916 besucht hat. Sie liegt im Baumanskij Rayon, dem ehemals deutschen Viertel Moskaus. Heute heißt sie Mittelschule 330. Aber die Schüler erhalten eine gründlichere Ausbildung in Mathematik, Physik und Chemie als die jährlich 52 000 Abiturienten in der Bundesrepublik


ПАТРИОТИЗМА
И ПРОЛЕТАРСКОГО ИНТЕРНАЦИОНАЛИЗМА.




УМЕЙ ОКАЗАТЬ
ПЕРВУЮ
МЕДИЦИНСКУЮ
ПОМОЩЬ
СЕБЕ
И СВОЕМУ
ТОВАРИЩУ

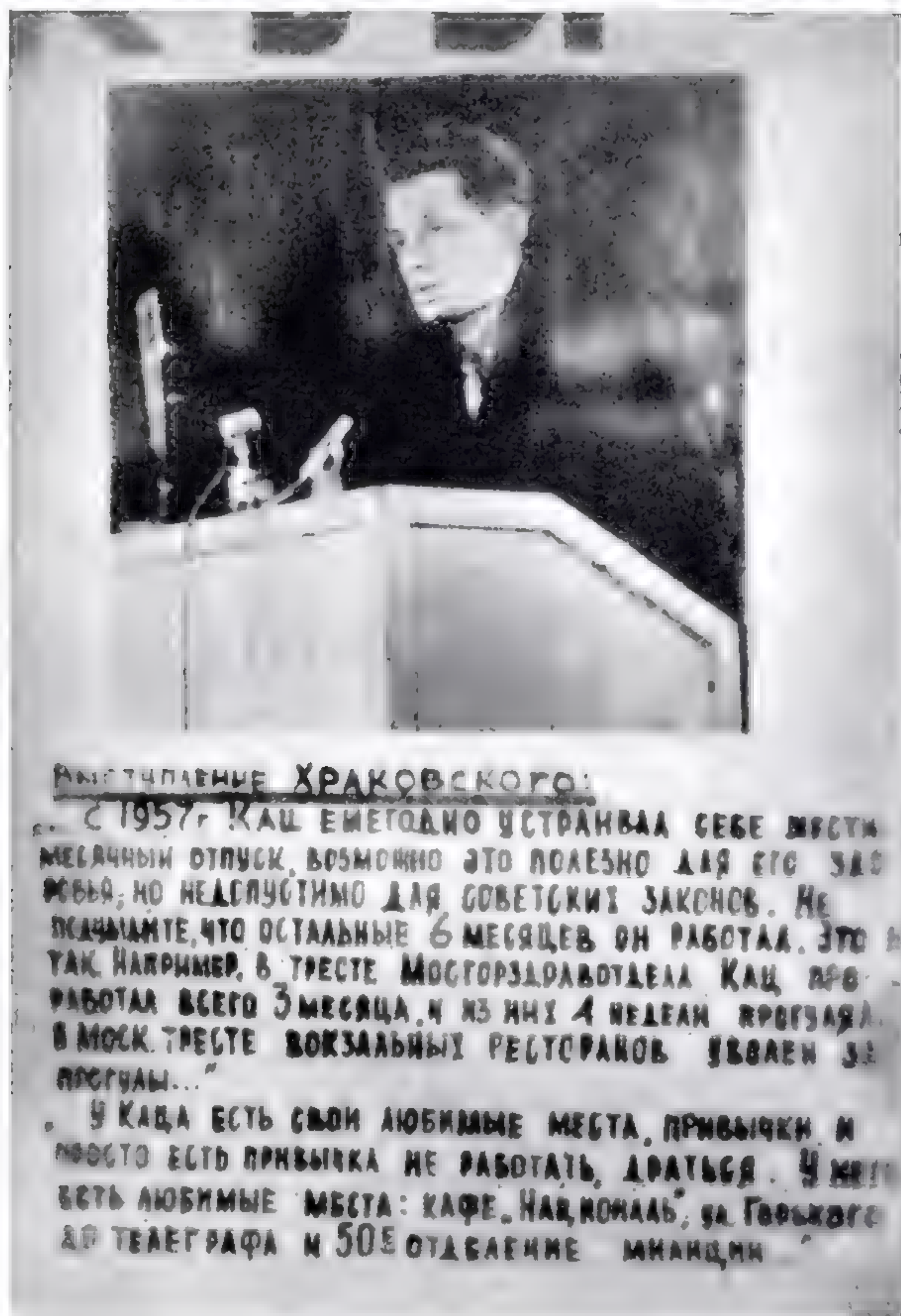




Der Pranger von Moskau: Ein gewisser Katz hat gebummelt. Sein Sündenregister und sein Foto werden deshalb in einem Schaufenster veröffentlicht

Verwandte in Moskau

Henry Kolarz berichtet:



Hinaus aus Moskau mit dem Taugenichts." Das Foto zeigt den Komsomolzen Chrakowskij bei der „Anklagerede": „Seit 1957 richtete sich Katz jedes Jahr sechs Monate Urlaub ein. Das ist für seine Gesundheit vielleicht nützlich, nach den Sowjetgesetzen aber unzulässig. Denken Sie aber nicht, daß er die restlichen sechs Monate gearbeitet hat. Das ist nicht der Fall. Beispielsweise hat er im Moskauer Gesundheitsamt nur drei Monate gearbeitet, von denen er vier Wochen in Bahnhofsrestaurants verbummelt hat. Er wurde wegen Bummelei entlassen. Seine Gewohnheit ist einfach die Gewohnheit, nicht zu arbeiten, sich herumzuschlagen. Er hat seine Lieblingsplätze: das Café National, die Gorkistraße und das 50. Polizeirevier . . ." Die Komsomolzen verschickten Katz nach Sibirien

Der junge Mann folgt uns schon seit zehn Minuten. Er läuft breitbeinig, im wiegenden Schritt eines Cowboys, dem man einen dicken Mantel angezogen und eine Pelzmütze aufgesetzt hat. Sobald wir ein Schaufenster betrachten, bleibt auch er stehen. Gehen wir weiter, setzt auch er sich in Marsch.

Wir schieben uns mit der Menschenmenge durch eine der glasüberdachten Passagen des Moskauer Kaufhauses Gum. Vor einem Stand, an dem es rosa Schaumstoffpolster zum Auslegen von Badezimmern gibt, hat sich eine Schlange gebildet. Überall werden wir angestarrt – neugierig, verwundert, aber nie unfreundlich.

Als wir in die Stoffabteilung des Gum einbiegen, tritt uns der junge Mann in den Weg. Er schiebt sich die Pelzmütze ins Genick wie einen Texashut, lehnt sich leger an eine Säule und grinst Bob Lebeck an: „Amerikanski?"

Bob, der kein Wort Russisch versteht, schüttelt den Kopf.

Der Jüngling nimmt einen neuen Anlauf:

„Angliski – Engländer?"

„Njet", sage ich. Und weil der Bursche plötzlich ein ratloses Gesicht aufsetzt, füge ich hinzu: „Njemetz – Deutscher."

„Ach so." Er sagt es in einem Tonfall, als habe er Kaviar bestellt und Kohlrüben erhalten. Zweifelnd mustert er Bobs lammfellgefütterten Trenchcoat, den Kadettenhaarschnitt, die Kameras, die ihm von den Schultern baumeln. „Demokratitscheskij?"

„Njet", sage ich. „Federalnij – Bundesrepublik."

Neue Hoffnung glimmt in seinen Augen auf. „Ach, aus Westdeutschland?"

Ich sehe mir den Burschen etwas genauer an. Er mag höchstens neunzehn sein, auf seinem zementgrauen Teint sprießen Pickel und erste Barthaare. Er mustert mich mißtrauisch aus wäßrigen Augen. „Und Sie" – sagt er zu mir – „Sie sind wohl der Dolmetscher von Intourist?"

„Nein. Ich bin sein Towarischtsch."

Er denkt einen Augenblick angestrengt nach, dann blickt er sich vorsichtig nach allen Seiten um. „Wo können wir ungestört sprechen?"

„Geh lieber ein bißchen voraus", bitte ich Bob. „Du fällst hier zu sehr auf in deiner Aufmachung."

Nachdem sich Bob unter die Menschenmenge gemischt hat, zieht mich der Jüngling in eine dunkle Ecke, zwischen Stoffballen. „Sind Sie Tourist?"

„Ja – und Sie?"

„Student. Ich studiere englische Literatur."

„Aha", sage ich ungläubig. „Dann können wir ja auch englisch sprechen."

„Lieber russisch."

„Na schön. Was gibt's?"

„Ich . . . ich will Ihnen etwas vorschlagen. Ein Geschäft."

„Hm?"

„Haben Sie was zu verkaufen?"

„Njet."

„Devisen?"

„Njet."

Weiter auf der übernächsten Seite

'Dralon', eine Faser von BAYER Leverkusen, ist der moderne Rohstoff für hochwertige Textilien. Ein Pullover aus 'Dralon' ist herrlich leicht — hautsympathisch — einfach zu waschen — formbeständig.



...mein Lieblings-pullover!



angenehm weich und schmiegsam

10 A 117/72/62

Gutschein
Interessieren Sie sich für diesen Pullover? Fragen Sie doch einmal in Ihrem Textilgeschäft danach. Falls Sie ihn dort nicht erhalten können, senden Sie bitte diesen Gutschein — oder einfach eine Postkarte — an die unten angegebene Herstellerfirma. Sie nennt Ihnen gerne Geschäfte in Ihrer Nähe, die das Modell führen. Außerdem erhalten Sie **kostenlos** eine interessante Modeinformation.

H.F.W. Mehrens
Wirk- und Strickwarenfabrik
Neumünster/Holstein
Anscharstraße 7



Modell: 59541





Ein kühler Tag? Kein Grund zu schlechter Laune. Jetzt kommt ein Pullover aus 'Dralon'/Schurwolle zum Zug. Herrlich warm und zart ist er. Man braucht ihn im Frühling, im Sommer und im Herbst. Das ganze Jahr über ist er ein unentbehrlicher Begleiter. Sie tun gut daran, beim Einkauf auf's 'Dralon'-Etikett zu achten!

dralon®

Verwandte in Moskau

„Vielleicht einen Anzug?"
„Njet."
„Oder ein Wollhemd?"
„Njet."
„Auch keine Schuhe?"
„Njet."

Er zwinkert mir zu. „Sie können einen guten Preis erzielen. Im letzten Sommer habe ich mit einem Amerikaner Geschäfte gemacht, der hat seinen ganzen Aufenthalt damit finanziert. Aber wenn Sie keine Rubel wollen – wie wär's denn mit antiken Ikonen?"

„Lieber nicht."

„Echte Ikonen . . ."

Mir fällt die Warnung eines vorsichtigen Diplomaten ein: „Lassen Sie sich auf keinen Fall provozieren. Plötzlich sitzen Sie in einer Falle und wissen gar nicht, wie Sie hineingeraten sind."

„Ich will damit nichts zu tun haben", sage ich.

Er winkt ab. „Ausländern tut man nichts. Nur ich riskiere etwas."

Als eine Verkäuferin in Hörweite kommt, wendet er sich von mir ab und befaßt einen der ausgelegten Stoffe, als wolle er dessen Qualität prüfen.

„Was riskieren Sie denn, wenn man Sie beim Schwarzhandel erwischt?" frage ich.

„Sie brauchen jedenfalls keine Angst zu haben", wiederholt er. „Sie nicht. Außerdem zahle ich gute Preise. Sie tragen da so ein hübsches Wollhemd. Ich gebe Ihnen zwanzig Rubel dafür."

Zwanzig Rubel sind nach dem offiziellen Touristenkurs 90 Mark. In Deutschland hatte ich für das Wollhemd ungefähr die Hälfte gezahlt.

„Wollen Sie das Hemd für sich selbst?"

„Ich handle damit", sagt er schlicht.

„Tut mir leid," sage ich. „Kein Geschäft zu machen."

„Vielleicht überlegen Sie sich's noch", ruft der Jüngling mir nach. „Ich werde jeden Abend um acht Uhr vor dem Marx-Denkmal auf Sie warten."

Dieser Jüngling ist einer von Dutzenden, die uns im Laufe von sechs Wochen angesprochen haben, um Schwarzhandel zu treiben.

Für Dollar kann man alles kaufen

Einmal fragte ich einen dieser Burschen, der mir vor dem Hoteleingang auflauerte: „Was fangt ihr eigentlich mit Devisen an? Auf der Bank könnt ihr sie ohne ausländischen Paß sowieso nicht einwechseln. Außerdem würdet ihr auch nur den Touristenkurs dafür erhalten. Und ins Ausland kommt ihr nicht . . ."

„Wir nicht, aber unsere Touristen."

„Aber die bekommen doch Devisen."

„Was bekommen sie schon! Zwanzig Dollar Taschengeld in der Woche. Damit kann man in Paris oder Rom keine großen Sprünge machen, da kaufen sie sich eben ein paar Dollar schwarz hinzu – von uns."

„Wäre es nicht einfacher für eure Touristen, Rubel mitzunehmen und sie selbst auf ausländischen Banken zu tauschen?"

„Rubel dürfen nicht aus der Sowjetunion ausgeführt werden."

„Dollar sicherlich auch nicht . . ."

„Das stimmt. Aber da ist noch eine Schwierigkeit. Die meisten ausländischen Banken wechseln keine Rubel in Dollar ein. Deshalb sind die Touristen auf uns angewiesen."

„Ihr selbst – habt ihr denn keine andere Verwendung für die Devisen?"

„Für Dollar kann man hier alles kaufen. Man muß nur die Quellen kennen."

„Was zum Beispiel?"

„Nun – Gold, alte Ikonen, französische Schuhe, amerikanische Jazzplatten . . ."

„Was kosten die?"

„Ungefähr acht Dollar das Stück. Haben Sie welche?"

„Nein."

„Aber Sie haben wahrscheinlich deutsche Mark zu verkaufen?"

„Zu welchem Kurs?"

„Ich gebe Ihnen für drei Mark einen Rubel. Bei den anderen müssen Sie mindestens dreifünfzig zahlen."

„Ich will aber gar keine Devisen verkaufen."

„Na schön, ich nehme auch einen Anzug . . ."

„Ich verkaufe überhaupt nichts."

„Was fragen Sie mich dann erst lange aus", sagte er und wandte sich enttäuscht ab.

Meiner Frage, was sie bei ihrer illegalen Tätigkeit riskieren, wichen die Schwarzhändler mit einem Achselzukken aus. Ich war einigermaßen erschrocken, als ich später erfuhr, daß ich mit Todeskandidaten gesprochen hatte; denn im äußersten Fall droht ihnen der Tod durch Erschießen.

Bei aller Liberalisierung gibt es Dinge, in denen die Sowjets noch immer keinen Spaß verstehen. Wer die Wirtschaft schädigt, rüttelt an den Grundlagen des Kommunismus.

Im vergangenen Herbst nahmen die Devisengeschäfte einen derart bedrohlichen Umfang an, daß die Polizei radikal durchgriff. Die beiden Rädelsführer eines großen Schieberringes wurden vor Gericht gestellt und nach einem rückwirkend erlassenen Gesetz zum Tode verurteilt.

Noch immer werden in der Sowjetunion rückwirkende Gesetze erlassen.

Da die Polizei in Rußland seit jeher äußerst unbeliebt, seit dem schrankenlosen Stalin-Terror sogar verhaßt ist, hat Chruschtschow eine alte kommunistische Einrichtung verfeinert: Er hat mehr und mehr Aufgaben der Polizei in die Hände der einzelnen Bürger gelegt.

Jeder soll ein Stück Verantwortung für den Aufbau des Kommunismus tragen. Jeder kontrolliert jeden.

Schon heute fahren die meisten Omnibusse, Straßenbahnen und Trolleybusse ohne Schaffner. Die Fahrgäste werfen ihren Obolus in einen Fangkorb – oder sie lassen es bleiben. Dann freilich setzen sie sich der Gefahr aus, von anderen Fahrgästen an ihre Pflicht erinnert zu werden.

Das Experiment, erst vor einem Vierteljahr eingeführt, scheint sich zu bewähren. Nach einer offiziellen Statistik haben sich die Einnahmen der öffentlichen Verkehrsmittel in den letzten Monaten sogar geringfügig erhöht.

Statistik hin, Statistik her – ich wollte mich selbst überzeugen, wie sich die neue kommunistische Ehrlichkeit in der Praxis auswirkt. Ich fuhr also mit dem Omnibus und paßte scharf auf, eine ganze Stunde.

Nichts. Jeder warf seine fünf Kopeken in den Korb, keiner schien in Versuchung zu geraten, schwarz zu fahren.

Als ich endlich aussteigen wollte, tippte mich mein Nachbar auf die Schulter. „Sie haben was vergessen."

Mit hochrotem Kopf warf ich ein Fünf-Kopekenstück in den Korb.

Das System funktioniert.

Auf der Linie der Selbstkontrolle liegt auch eine andere Neuerung: die „Gesellschaftsmiliz" und die „Freundschaftspatrouillen" der Jugendorganisation Komsomol, die sich „Druschina" nennen. Ihre freiwilligen Mitglieder sind mit roten Armbinden ausgestattete Zivilisten, die heute zum festen Bestandteil im Straßenbild aller Städte gehören.

Ihre wichtigste Aufgabe ist es, auf den Straßen und in Lokalen für Einhaltung von Sitte und Ordnung zu sorgen. Sie verwarnen Betrunkene und regeln an belebten Kreuzungen den Verkehr. Sie sind waffenlos, dafür mit Trillerpfeifen ausgestattet und mit der Befugnis, Betrunkene oder auf frischer Tat ertappte Schieber auf die Polizeiwache zu bringen.

Was mit diesen Schiebern geschieht, haben wir in einem Aushang auf dem Puschkinplatz gesehen: Hinter der Schaufensterscheibe ein zwei Meter hohes, gezeichnetes Plakat. Es zeigt die Faust eines Gesellschaftsmilizio-

närs, die ein Unkraut mit der Wurzel ausreißt. Das Unkraut trägt einen Kopf, der mich peinlich an eine Karikatur im „Stürmer" erinnerte.

Die Überschrift: „Won tunejadza is moskwy!" Auf deutsch: „Hinaus mit dem Taugenichts aus Moskau."

Darunter die Fotos eines „tunejadza", kommentiert mit einem ätzend satirischen Text, der stets mit Sätzen endet wie: „ . . . bei der Neulandgewinnung in Kasachstan wird er Gelegenheit haben, sich auf seine Aufgaben als Staatsbürger zu besinnen." Oder: „ . . . wird beim Arbeitseinsatz in Sibirien lernen, daß in Moskau kein Platz für Leute ist, die sich auf Kosten anderer mästen."

Die Sache mit den Scheibenwischern

Die Strafen werden nicht von regulären Gerichten, sondern bei Erwachsenen von den sogenannten „Nachbarschaftsgerichten", bei Jugendlichen von den „Freundschaftsgerichten" des Komsomol ausgesprochen. Die Urteile werden in Versammlungen, in denen sich der Delinquent zu verantworten hat, nach einer regelrechten Beweisaufnahme gefällt.

Die Ausweisung aus Moskau wird meist für mehrere Jahre ausgesprochen, das Urteil auf dem Pranger am Puschkinplatz mit dem Foto des Verbannten veröffentlicht. In jedem Moskauer Bezirk gibt es einen derartigen Aushang.

Dennoch haben alle abschreckenden Maßnahmen bisher nicht ausgereicht, um die Jugendkriminalität auszurotten.

Abgesehen von den Schwarzhändlern gibt es in Moskau und in den Provinzstädten Halbstarkenbanden, die abends ganze Straßenzüge terrorisieren und Polizisten verprügeln. Es gibt auch heute noch sexuelle Ausschweifungen – wie jene Orgien in einer verschwiegenen Datscha, die vor einigen Jahren bekannt wurden, weil daran die Töchter und Söhne von Ministern und Generalen teilgenommen hatten.

In den Parks belästigen gelegentlich randalierende Banden die Passanten, ab und zu kommen sogar Vergewaltigungen vor – auch Moskau hat so etwas wie ein Halbstarkenproblem.

Doch es gibt Varianten, die man sonst nirgendwo kennt.

Schon nach wenigen Tagen fiel mir auf, daß an keinem der Autos, mit denen wir fuhren, außen ein Rückspiegel angebracht war. Und als mein Intourist-Chauffeur zum Mittagessen ging, montierte er die Blätter seines Scheibenwischers ab, wickelte sie in eine „Prawda" und steckte sie ein.

Ich fragte ihn, was diese Prozedur zu bedeuten habe.

„Glauben Sie, ich will sie mir klauen lassen?" sagte er.

„Wer stiehlt schon Scheibenwischer?"

„Na, die Tunejadzy natürlich."

„Was fangen die denn mit Scheibenwischern an?"

„Die haben einen gutgehenden Handel daraus gemacht. Sie stehlen heute meine Scheibenwischer und verkaufen sie an einen Kollegen, dem sie die Scheibenwischer gestern abmontiert haben. Und die meines Kollegen verkaufen sie morgen an mich. Da wir fast alle einen Wolga fahren, passen sie immer. Mit den Rückspiegeln ist es genauso."

„Aber warum kaufen Sie die Scheibenwischer überhaupt zurück, statt bei der Miliz Anzeige zu erstatten?"

„Ich bin doch nicht verrückt! Soll ich mich anschnauzen lassen wegen Fahrlässigkeit im Umgang mit Staatseigentum? Da bezahle ich lieber ein Paar neue Scheibenwischer aus eigener Tasche. Am besten ist's, ich stecke sie ein, damit sie erst gar nicht gestohlen werden können."

„Warum tun die Tunejadzy das? Aus Not?"

„Not!" schnaubte er. „Aus reinem Übermut."

Ich sprach mit einem sowjetischen Pädagogen über dieses Problem, und er bestätigte mir die Diagnose des Chauffeurs: „Die meisten jugendlichen Kriminellen stammen aus den besser verdienenden Schichten. Sie hätten es am wenigsten nötig, zu stehlen. Schuld daran sind die Eltern. Die denken nur

⟶

Verwandte in Moskau

ans Geldverdienen und kümmern sich nicht darum, was ihre Kinder machen."

Symptome einer Wohlstandsgesellschaft wie bei uns auch?

Nicht ganz.

Viele stehlen, um Geld zu machen. Es geht ihnen einfach nicht schnell genug voran mit der Verbesserung des Lebensstandards. Sie wollen sich alles das leisten können, was sie bei ausländischen Touristen und bei den verwöhnten Angehörigen der sowjetischen Elite sehen, der „Intelligenzia". Mit Arbeit allein können sie es nicht schaffen.

Die junge Generation ist ungeduldig geworden, und das gilt keineswegs nur für die kleine Schicht der „Tunejadzy".

Was in den Köpfen der sowjetischen Jugend von heute vorgeht, brachte ein Student auf eine einfache Formel: „Wir hören immer nur von den Opfern, die unsere Eltern gebracht haben, um den Kommunismus aufzubauen. Aber wir haben es satt, uns immer nur vertrösten zu lassen. Wir wollen jetzt endlich die Früchte ernten."

Meines Vaters Schule

Ich wollte erfahren, wie diese Jugend auf ihre künftigen Aufgaben vorbereitet wird. Ich wollte eine Schule besichtigen, aber es sollte nicht irgendeine beliebige Schule sein.

Ich hatte mir die Schule ausgesucht, die mein in Moskau geborener Vater besucht hatte. In seinem Nachlaß hatte ich ein altes Schulzeugnis mit der Adresse gefunden: Moskau, Kasjonnij Pereulok. Es war eine englische Schule gewesen.

Meine Großeltern, die vor der bolschewistischen Revolution mit dreißigtausend anderen Deutschen und Österreichern in Moskau wohnten, hatten meinen Vater aus gutem Grund auf die englische Schule geschickt. Deutsch sprach er ja zu Hause.

Ich nahm mir einen Intourist-Wagen und ließ mich zum Baumanskij Rayon fahren, dem früher deutschen Viertel in Moskau.

„Die Kasjonnij Pereulok kenne ich nicht", sagte mein Chauffeur, „aber wir werden sie schon finden."

„Haben Sie eine Ahnung, was eigentlich aus den Deutschen vom Baumanskij Rayon geworden ist?"

„Ausgewandert, interniert, verbannt, eingebürgert. Aber das ist schon lange her, über vierzig Jahre. – So, wir sind da. Ich erkundige mich mal . . ."

Er stieg aus und fragte einen Passanten. Einen zweiten und dritten. Dann kam er mit ratloser Miene zurück. „Eine Kasjonnij Pereulok gibt es hier nicht."

„Die muß es aber geben. Ich habe den Straßennamen schwarz auf weiß gelesen. Im Zeugnis meines Vaters."

„Charascho", sagte er. „Frage ich eben noch mal."

Diesmal stieg ich mit ihm zusammen aus. Wir hielten einen etwa vierzehnjährigen Jungen an.

Aber der schüttelte heftig den Kopf. „Nie gehört – den Straßennamen."

„Na, sehen Sie", sagte der Chauffeur. „Habe ich Ihnen doch gleich gesagt."

Ein alter Mann schlurfte vorbei. Ich fragte ihn.

Er lüftete eine Ohrenklappe seiner Pelzmütze, um besser zu hören. „Kak eto – wie war das?"

„Kasjonnij Pereulok", brüllte ich.

Der Alte legte sinnend seinen Kopf zur Seite und wiederholte den Namen ein paarmal. „Kommt mir irgendwie bekannt vor", sagte er schließlich.

Er rieb sich nachdenklich die Nase. „Tschort wosmi – hol's der Teufel, ich bin hier geboren. Aber früher, da hießen einige Straßen anders. Kasjonnij Pereulok – ah, jetzt fällt's mir ein: Das ist doch die Pereulok Arkadij Gajdar."

„Ist dort eine Schule?"

„Jaja", nickte er. „Eine Schule. Die zweite Straße links und dann das dritte Haus."

Fünf Minuten später stand ich vor der Schule, die mein Vater von 1905 bis 1916 besucht hatte. Sie heißt jetzt Mittelschule Nr. 330.

Es war kurz nach ein Uhr mittags. Die Schüler der unteren Klasse gingen nach Hause, die letzte Stunde für die oberen Klassen hatte gerade begonnen.

Ich meldete mich bei der Sekretärin im Vorzimmer des Direktors an, einer üppigen Blondine in einem zu engen Pullover. In meiner Berliner Schule hätte sie, zumindest in den oberen Klassen, einige Unruhe hervorgerufen.

Der Direktor – er hieß Afanasi Trofimowitsch Mostowoi – empfing mich mit russischer Herzlichkeit. Ein weißhaariger kleiner Mann in einer hochgeschlossenen Guzulka, einem ukrainischen Kittel aus weißem Leinen mit einer dekorativen buntbestickten Borte. Er strahlte soviel Sympathie und Güte aus, daß ich mich mit Wehmut an meinen früheren Schuldirektor erinnerte, den wir „Giftzwerg" nannten.

„Ich möchte gern die Schule meines Vaters kennenlernen", sagte ich.

„Natürlich." Er legte väterlich seinen Arm um meine Schulter. „Aber der Unterricht ist gleich zu Ende. Wollen Sie nicht lieber ein andermal kommen?"

„Morgen?"

„Gut, morgen früh um zehn."

„Ich bringe meinen Fotografen mit. Oder haben Sie etwas dagegen . . .?"

„Aber nein", wehrte er ab. „Fotografieren Sie nur soviel Sie wollen."

Am nächsten Morgen, pünktlich um zehn Uhr, fanden wir uns in der Schule ein. Der Direktor erwartete uns in der Halle und führte uns in sein Büro.

Wir hätten uns keinen besser informierten Gesprächspartner über das sowjetische Schulwesen wünschen können als Afanasi Trofimowitsch Mostowoi. Er war seit dreiundzwanzig Jahren Direktor an der Mittelschule Nr. 330. Sein Gehalt betrug 210 Rubel (rund 950 Mark, umgerechnet nach dem offiziellen Touristenkurs: 1 Rubel = 4,50 DM). Er war Parteimitglied, aber alles andere als ein Funktionärstyp. Hinter seinem schlichten Schreibtisch hing ein Leninbild.

Aber als er zu sprechen begann, hörten wir aus jedem Satz heraus, daß ihm die Kinder wichtiger waren als Lenin und die Partei.

„Sie lieben Kinder wohl sehr?" fragte ich ihn.

Er kniff die Augen zusammen und lachte: „Als ich jung war, liebte ich die Mädchen. Heute liebe ich Kinder. Ich habe selbst drei und – warten Sie mal . . .", er zählte sie an seinen Fingern ab, „. . . elf Enkel."

„Dann werden Sie wohl bald in Pension gehen wollen?"

„Ich denke nicht daran. Ich bin sechzig. Da hätte ich mich schon längst pensionieren lassen können."

„Ist sechzig Jahre das Pensionsalter bei Lehrern?"

„Nein. Ein Lehrer hat Anspruch auf Pension, sobald er fünfundzwanzig Jahre lang unterrichtet hat."

In Deutschland werden alle Lehrer mit 65 Jahren pensioniert, auf Antrag auch schon mit 62 Jahren.

„Wieviel verdient ein Lehrer bei Ihnen?"

„Das Anfangsgehalt ist neunzig Rubel. Nach mehreren Dienstjahren erhöht es sich auf einhundertzwanzig bis einhundertvierzig Rubel. Aber das ist das Minimum. Dafür braucht der Lehrer nur achtzehn Unterrichtsstunden in der Woche zu geben. Gibt er mehr Stunden, dann erhöht sich auch sein Gehalt. Außerdem bekommt er für das Durchsehen von Schulaufgaben noch einmal ungefähr dreißig Rubel, so daß er auf wenigstens einhundertundfünfzig Rubel kommt. Ab 1. Oktober dieses Jahres werden die Lehrergehälter übrigens um fünfzehn bis zwanzig Prozent erhöht. Dann werden unsere Lehrer mindestens 180 Rubel verdienen."

180 Rubel sind in deutschem Geld 800 Mark – ein Einkommen, das um achtzig Prozent über dem Lohn eines sowjetischen Facharbeiters liegt.

In Deutschland erhält ein Volksschullehrer ein Anfangsgehalt von 630 DM (ohne Ortszuschläge), ein Studienrat 864 DM. Der Durchschnittslohn eines deutschen Facharbeiters beträgt 163 DM wöchentlich, was einem Monatseinkommen von rund 700 DM entspricht.

„Wie viele Lehrer unterrichten an Ihrer Schule?"

„Wir haben sechsundvierzig – davon sind sechsunddreißig Lehrerinnen."

„Bei wieviel Schülern?"

„Bei eintausendsechzehn Schülern. Auf 22 Schüler kommt ein Lehrer."

In Deutschland kommen 37 Volksschüler, 24 Mittelschüler oder 19 Gymnasiasten auf einen Lehrer.

„Bei uns gibt es noch immer Schichtunterricht", sagte ich. „Wie ist es bei Ihnen?"

Er sah mich bekümmert an. „Bei uns leider auch, manchmal. Auch wir haben Schichtunterricht. Wir haben einfach zu viele Schüler, nachdem man das elfte Schuljahr eingeführt hat."

„Sind elf Schuljahre Pflicht für alle russischen Kinder?"

„Fast überall – wenigstens in den Städten. Bis vor kurzem waren es nur zehn Klassen."

„Dann geht also jedes Kind in der Sowjetunion elf Jahre lang zur Schule."

„Ja. Entweder beendet es die Mittelschule oder es wechselt nach dem achten Jahr auf den Polytechnischen Zweig über. Die letzten drei Jahre sind dann eine Art Werkschule, Vorbereitung für Industrieberufe. Aber das macht nur jeder fünfte. Die meisten wollen auf die Universität."

In Deutschland beträgt die obligate Grundschulausbildung acht Jahre, Mittelschüler haben zehn, Abiturienten dreizehn Jahre Unterricht.

„Wieviel Unterrichtsstunden haben die Kinder?"

„In den ersten Klassen 24, später steigt die Anzahl bis auf 35 pro Woche."

Das entspricht etwa dem Durchschnitt auf deutschen Oberschulen.

„Was ist das Hauptfach?"

„Russisch und Literatur. Davon gibt es bis zur achten Klasse wöchentlich zehn Stunden, in den letzten drei Klassen vier Stunden."

Ein deutscher Abiturient absolviert in dreizehn Schuljahren – gemessen an der Anzahl der Unterrichtsstunden – in Deutsch und Literatur etwa das gleiche Pensum.

Mehr Chemie als unsere Abiturienten

Das zweite Hauptfach auf sowjetischen Schulen ist Mathematik. Praktisch hat jeder achtzehnjährige Russe ebenso viele (rund 2200) Mathematikstunden gehabt wie die dünne Elite der Abiturienten bei uns in der Bundesrepublik.

Das gleiche gilt für Geschichte und Sport.

In den Nebenfächern Musik, Zeichnen, Biologie und Geographie liegt die Ausbildung aller sowjetischen Schüler knapp unter dem Standard einer deutschen Mittelschule.

Religion wird auf sowjetischen Schulen nicht gelehrt.

Die Russen lernen nur eine Fremdsprache, wobei sich Englisch und Deutsch fast die Waage halten (erst mit weitem Abstand folgt Französisch) – aber die auf der Schule erlernbaren Grundlagen dieser Fremdsprache beherrscht jeder 18jährige Sowjetbürger, ob Moskauer Student, sibirischer Arbeiter oder ukrainischer Bauer.

Jeder 18jährige Russe aber hat in den Fächern Physik und Chemie eine gründlichere Ausbildung erhalten als ein deutscher Abiturient.

Das bedeutet: Drei Millionen junge Sowjetbürger, die jährlich von der Mittelschule abgehen, haben in den die Zukunft entscheidenden Wissensgebieten ebensoviel, wenn nicht mehr gelernt als die jährlich 52 000 Abiturienten in der Bundesrepublik.

Dies sollte nicht die einzige Erfahrung bleiben, die mich auf der alten Moskauer Schule meines Vaters beeindruckt hat.

Fortsetzung im nächsten *stern*

Trauminseln der Südsee
Flug, 43 Tage, 11 935,–
Siehe Seite 46

Flug in die Neue Welt
25 Tage, 5506,–
Siehe Seite 46

Expedition durch Grönland
komb., 21 Tage, 3110,–
Siehe Seite 44

Traumstraße der Welt
kombiniert, 35 Tage, 7120,–
Siehe Seite 46

Große Amerika-Reise
Flug, 22 Tage, 4992,–
Siehe Seite 44

Quer durch Südamerika
Flug, 30 Tage, 5987,–
Siehe Seite 46

Sonneninsel im Atlantik
Flug, 16 Tage, 910,–
Siehe Seite 42



Wollen Sie einmal Globetrotter sein? Wollen Sie im Hundeschlitten durch Grönland fahren oder in der Rikscha durch die Straßen von Hongkong? Die westdeutschen Reisebüros halten weit über 50 Routen durch die ganze Welt zu Pauschalpreisen für Sie bereit. Sie können Menschen, Tiere und Länder sehen, die Sie nur von Bildern, Büchern und Filmen kennen oder aus den Träumen der Jugendzeit. Sie können fahren, wohin Sie wollen – soweit Ihr Geld reicht

Um den Globus reisen – zu festen Preisen



ZEICHNUNG: EVA WALLAS-VIETH

In das Land der Pharaonen
Schiff, 20 Tage, 1395,–
Siehe Seite 42

Geheimnisvolles Indien
Flug, 30 Tage, 5987,–
Siehe Seite 46

Rundflug zu den Pagoden
30 Tage, 5275,–
Siehe Seite 46

Rund um die Welt
Flug, 48 Tage, 11 935,–
Siehe Seite 46

Safari durch Südafrika
komb., 28 Tage, 6464,–
Siehe Seite 46

Foto-Safari Ostafrika
komb., 16 Tage, 5320,–
Siehe Seite 46

Nordroute nach Asien
Flug, 29 Tage, 8832,–
Siehe Seite 46

Was kostet die Welt?

Ein Katalog für Fernwehkranke, angeboten von westdeutschen Reisebüros

Fortsetzung von Seite 41

Was kostet die Welt?

Bis 2000 DM

Zur Sonneninsel im Atlantik

Mit planmäßigen Flugzeugen nach Puerto de la Cruz auf Teneriffa. Schroffe Steilküsten zwischen hohem Gebirge und Meer. Üppige Vegetation, ausgeglichenes Klima, auch im Sommer keine Mittelmeerhitze. Meerwasser-Schwimmbäder an der Strandpromenade. Reisedauer 16 Tage **910,–**

Rundreise durch Tunesien

Flug mit Linienmaschinen von Frankfurt nach Tunis, Fahrt im Autobus nach Monastir. Zwölf Tage Badeaufenthalt am Mittelmeer, sieben Tage Rundfahrt durch das Landesinnere (Ruinenstädte Karthago, Thuborbo, Majus und Dougga) und auf die Insel Djerba. Reisedauer 21 Tage **991,–**

Die Pforte nach Afrika

Flugreise nach Tanger, „Stadt der Kontraste". Hier mischen sich marokkanische Tradition und europäische Moderne. Ausgeglichenes Klima, vier km langer Sandstrand. Rundfahrten durch Marokko. Reisedauer 21 Tage, nur Halbpension **1052,–**



Eingeborenenviertel von Tanger

Mit dem Schiff nach Teneriffa

Nach fünftägiger Schiffsreise ab Antwerpen Ankunft in Santa Cruz auf Teneriffa. Bizarre Lava-Formationen an der Küste, Verlängerung von neun auf 23 Tage Badeaufenthalt möglich. Rückfahrt nach Amsterdam. Reisedauer 20 Tage **1060,–**

Zur Sonneninsel Djerba

Flugreise von Frankfurt über Tunis zur Mittelmeerinsel Djerba. Acht Tage Badeaufenthalt in Sidi Mahrez, Bootsfahrten zum Schwammfischen. Fünf Tage Aufenthalt in Tripolis, Besuch der Römersiedlungen Leptis Magna und Sabratha. Reisedauer 14 Tage **1105,–**



Santa Cruz auf Teneriffa

In den Vorderen Orient

Mit der Königsjacht „Agamemnon" von Venedig über Brindisi, Athen, Alexandrien, Zypern, Beirut, Port Said, Kairo und durch die Straße von Korinth zurück nach Venedig. Zahlreiche Besichtigungen und Rundfahrten. Reisedauer 15 Tage. Ab Stuttgart **1175,–**

Zu den Kanarischen Inseln

Flug von Frankfurt über Madrid nach Gando (Gran Canaria). 20 Tage Badeaufenthalt in Las Palmas. Feinsandiger weißer Strand. Auch bei Seegang gute Bademöglichkeit. Zahlreiche Ausflugsmöglichkeiten. Reisedauer drei Wochen **1180,–**

In das Land der Pharaonen

Schiffsreise mit SS „Ausonia" ab Venedig über Alexandrien nach Kairo. Kamelritt zu den Pyramiden von Gizeh. Besichtigung der Tempel von Luxor, Tal der Könige und Königinnen bei Theben. Rückreise mit SS „Esperia" nach Genua. Reisedauer 20 Tage **1395,–**

Arktische Wunderwelt

Flugreise ab Deutschland über Oslo nach Tromsö. Weiterfahrt mit der SS „Lyngen" über die Bäreninsel nach Longyearbyen auf Spitzbergen. Eisbären, Seehunde, Seevögel. Rückfahrt über Insel Prinz Karls Forland und Ny-Alesund. Rückflug über Kopenhagen. Reisedauer 14 Tage **1420,–**

Ferien im Atlantik

Flugreise mit Liniendiensten ab Frankfurt über Lissabon nach Funchal auf Madeira. Üppige Vegetation, Blüten während des ganzen Jahres. Fahrten auf Ochsenschlitten durch die abwechslungsreiche Gebirgslandschaft. Madeira-Stickereien. Reisedauer 24 Tage **1441,–**

Kreuzfahrt durch den Orient

Mit SS „Ausonia", einem Luxus-Expreßdampfer mit Kino, Schwimmbad und Klimaanlage, von Venedig über Brindisi, Alexandrien, Beirut, Zypern und durch die Dardanellen nach Istanbul. Rundfahrten Bosporus und Kilyos am Schwarzen Meer. Rückkehr über Piräus (Stadtrundfahrt Athen). Reisedauer 16 Tage. Ab Stuttgart **1470,–**



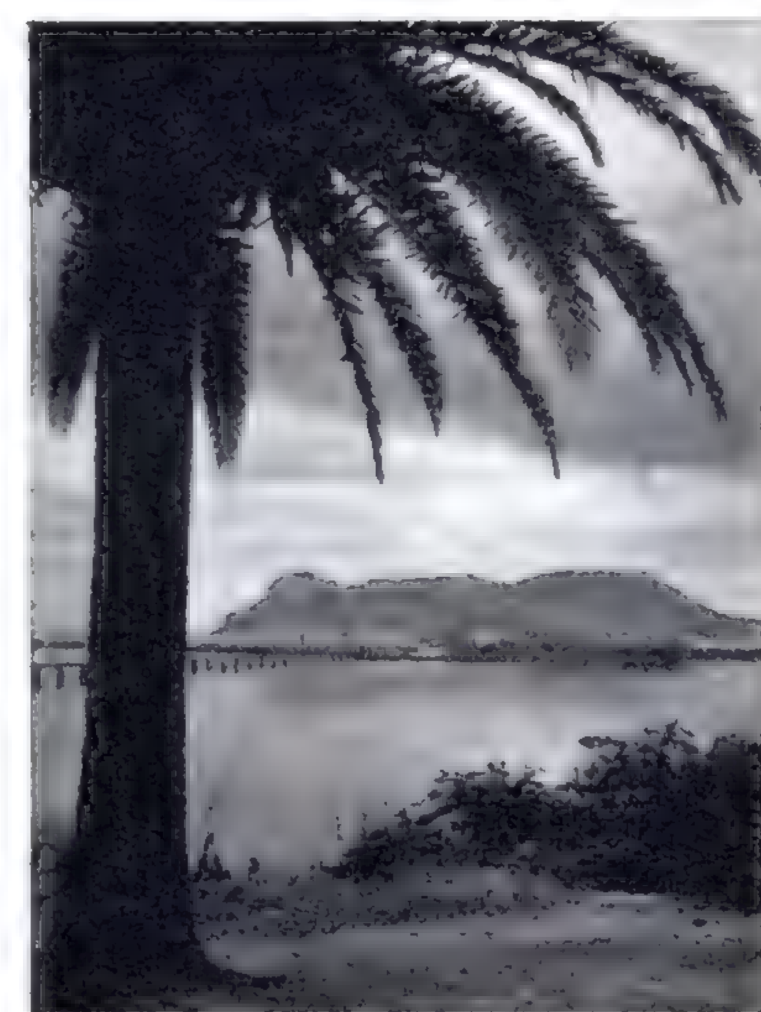
Eskimo-Iglu auf Grönland

Nach Marokko und Teneriffa

Flugreise über Madrid oder Paris nach Tanger und Rabat. Nach fünf Tagen über Fes, Marrakesch und Casablanca Weiterflug nach Teneriffa und den Kanarischen Inseln. Eine Woche Aufenthalt. Reisedauer 19 Tage. Ab Frankfurt **1605,–**

Reise in die Vergangenheit

Flug von Frankfurt nach Kairo. Ausflüge nach Theben, Assuan und zu der Insel Elefantine. Mit Privatwagen nach Suez zur Oase Feiran auf der Halbinsel Sinai und Besteigung des Berges Moses. Rückflug von Kairo nach Frankfurt. Reisedauer 14 Tage **1693,–**



Blick von Algeciras auf Gibraltar

Flug in den Nahen Osten

Flugreise ab Frankfurt über Beirut nach Jerusalem. Besichtigung des Richthauses des Pilatus, Fahrt zum Ölberg. Ausflüge nach Bethlehem, Bethanien, Jericho und Damaskus. Weiterfahrt nach Baalbek (Tempelruinen) und Beirut. Reisedauer neun Tage **1789,–**



New York bei Nacht

Hoher Norden ohne Komfort

Grönland ist das verlockende Reiseziel für jeden, der einmal etwas völlig anderes sehen und ohne Komfort haben will. Wichtig: Praktische Reisekleidung und festes Schuhwerk. Anflug über Kopenhagen. Rundfahrten. Reisedauer 18 Tage. Ab Hamburg **1816,–**

Zum Baden nach Israel

Mit fahrplanmäßigen Maschinen von Frankfurt nach Tel Aviv, Weiterfahrt mit Personenwagen nach Lathania an der Mittelmeerküste. Feinsandiger Strand. Viele Ausflugsmöglichkeiten. Rückflug von Tel Aviv nach Deutschland. Reisedauer zwölf Tage **1867,–**

Kreuzfahrt nach Madeira

Kombinierte Bahn- und Schiffsreise von Stuttgart über Marseille, Tanger nach Funchal auf Madeira. Rückreise über Teneriffa, Las Palmas, Casablanca, Gibraltar. Ausschiffung in Marseille. Drei Tage Badeaufenthalt in Monte Carlo. Reisedauer 19 Tage **1930,–**

Kreuzfahrt nach Amerika

Schiffsreise von Rotterdam mit modernen Ozeanriesen nach New York. Dort drei Tage Aufenthalt, zahlreiche Besichtigungen und Rundfahrten. 16 Tage Erholung und Entspannung an Bord, Reisedauer insgesamt 19 Tage **1976,–**



Fortsetzung von Seite 43

Was kostet die Welt?

2000 bis 5000 DM

Sonnenparadies Florida

Ein neues, lohnendes Ziel für den europäischen Tourismus. Zu Schiff nach Miami Beach. Hinfahrt ab Amsterdam, Rückreise nach Rotterdam. Jede Art Wassersport, Groß-Fischfang, Tennis und Golf. Größter Komfort. Im Hotel Kabarett mit internationalen Darbietungen. Reisedauer 39 Tage, davon 19 Tage Florida **2070,–**



Strand von Miami

Urlaub auf Ceylon

Sonderflug über Amman, Karatschi, Bombay, Colombo. 14 Tage Badeferien am Strand von Hikkaduwa, inmitten üppiger tropischer Landschaft. Unterbringung in kompletten Appartements mit Dusche und WC. Taucherausrüstung und Boote mit gläsernem Boden zur Beobachtung der Unterwasserfauna. Auf dem Rückflug Aufenthalt in Beirut (Stadtbesichtigung) und Ausflugsgelegenheit nach den Ruinen von Baalbek. Reisedauer 21 Tage **2175,–**



Maya-Statue in Mexiko

Die große Israel-Reise

Mit fahrplanmäßigen Flugzeugen von Frankfurt nach Tel Aviv. Zwei-Tages-Tour nach Jerusalem, Haifa, Galiläi, Nazareth. Besichtigungen vieler Stätten der biblischen Geschichte. Autobusfahrten nach Bersheba, Negev und Sodom. Besichtigung des Weißmann-Institutes. Rückflug von Tel Aviv nach Deutschland. Reisedauer 15 Tage **2462,–**

Zum Kreuz des Südens

Schiffsreise mit dem Transatlantik-Luxusschiff „Antilles" (20 000 BRT) von Le Havre über Southampton. Kreuzfahrt über Guadeloupe, Martinique, Barbados durch die Karibische See. Weitere Route Trinidad, La Guaira (Venezuela), Rückfahrt über Curaçao, Lissabon, Southampton, Le Havre. Reisedauer 31 Tage. Ab und bis Paris **2845,–**



Schlangenbeschwörer auf Ceylon

Expedition durch Grönland

Diese Reise ist etwas für harte Männer. Teilnehmer müssen eigenen Schlafsack und eigenes Eßbesteck mit sich führen. Nach einem Flug von Frankfurt über Kopenhagen nach Narssarssuaq auf Grönland beginnt eine expeditionsartige Rundreise. Seehundjagden vom Kajak aus, Fahrten in kleinen Booten nach Jakobshavn. Unterbringung häufig sehr primitiv. Gesundheitsattest erforderlich. Reisedauer 21 Tage **3110,–**

Ins Land des Pfauenthrons

Mit Linienmaschinen nach Teheran. Dort neun Tage Aufenthalt mit mehreren ganztägigen Ausflügen nach Persepolis, Shiraz und Isfahan. In Teheran Besichtigung des Kaiserpalastes, Besuch in Teppich-Webereien, Moscheen und anderen Sehenswürdigkeiten. Reisedauer zehn Tage. Ab Frankfurt **3180,–**



Hafen von Hongkong

Flugreise auf die Bahamas

Mit Linienmaschinen zur Montagu Beach auf den Bahamas. Tropische Gewässer und ein zartrosa schimmernder Sandstrand laden ein zum Tiefseesportfischen, Segeln und Wasserskilaufen. Eigenes Hotel-Schwimmbad für stürmische Tage. Verlängerungsmöglichkeiten in New York und Miami. Nur Halbpension, Reisedauer 14 Tage **3610,–**

Rund um die Welt

Mit einem 20 000-Tonnen-Schiff von Amsterdam nach Neapel, Port Said, Suez, Colombo, Fremantle, Sydney, Wellington, Tahiti, Hongkong, Panama, Miami, New York, Amsterdam. Landausflugs-Arrangements in allen Anlegehäfen inbegriffen. Reisedauer 86 Tage **3945,–**

Zu den Karibischen Inseln

Mit modernen Düsenmaschinen über New York und Washington (Stadtrundfahrten) nach Miami und Jamaika. Drei Tage Bade-Aufenthalt. Je vier weitere Tage auf Haiti in Port-au-Prince und auf Puerto Rico in San Juan. Ausflüge in den Dschungel und auf die Jungfern-Inseln. Reisedauer 17 Tage **4779,–**

Nach Indien und Nepal

In Linienflugzeugen über Bombay nach Aurangabat, Ellora, Delhi, Agra, Jaipur, Benares, Kathmandu und Kalkutta. In allen Städten Besichtigungsfahrten und Ausflüge in Personenwagen. Bootsfahrten auf dem Ganges, Besuch von Tempel-Anlagen und dem Tadsch Mahal. Reisedauer 17 Tage **4983,–**

Große Amerikareise

Flugreise von Frankfurt nach Los Angeles, Rundfahrt durch die Filmateliers und Wohnviertel der Filmstars in Hollywood. Weiter über San Francisco, die „Spielhölle" Las Vegas, den Grand Cañon, Chikago, Miami, Washington. Besichtigung einer alten Goldgräberstadt. Stadtrundfahrten. Rückflug ab New York. Reisedauer 22 Tage **4992,–**

Zu den Pyramiden von Mexiko

Flugreise über New York, Washington, Miami nach Merida. Weiterfahrt über Chichen-Itza, die heilige Stadt der Mayas, und Uxmal mit seinen weltberühmten Pyramiden und Tempelstätten nach Mexiko-City. Besichtigung der Azteken-Ruinen. Pyramiden der Sonne und des Mondes in Teotihuacan. Zwei Tage in Acapulco. Reisedauer 17 Tage **4996,–**

⟶

In einem fernen Land

Wenn Sie einmal wie ein König verreisen wollen, dann machen Sie eine Weltreise mit einem Reisebüro. 40 oder 50 oder noch mehr Tage lang sind Sie dann aller Sorgen frei. Sie brauchen sich um kein Hotel zu kümmern: Das hat das Reisebüro für Sie getan. Sie brauchen Ihren Baedeker nicht nach Sehenswürdigkeiten zu befragen: Vor dem Hotel wartet schon ein Taxi mit genauen Anweisungen des Reisebüros. Und wenn Sie mit den chinesischen Eßstäbchen nicht zurechtkommen: Fragen Sie Ihren Reiseleiter – er weiß immer Rat. Ungestört und unbeschwert können Sie den Zauber der Südsee oder die Geheimnisse des Fernen Ostens genießen.

Aber Sie brauchen Zeit und Geld, um zu sehen, ob die Erde rund ist, und so sind denn auch die Weltreisenden, die sich aus purem Vergnügen den Globus genauer ansehen wollen, zumeist Menschen, die die 60 überschritten haben. In den USA ist es schon längst nicht mehr ungewöhnlich, daß ein Mann unmittelbar nach seiner Pensionierung seinen Lebensabend mit einer Reise um die Welt beginnt; eine Möglichkeit, die auch in Deutschland mehr und mehr Freunde gewinnt.

Weltreisende sind aber auch die schwierigsten Kunden der Reisebüros. Sie sind skeptisch, sie sind wählerisch und manchmal sogar arrogant. Denn sie wissen den Wert ihres Geldes zu schätzen, und nicht jede Stunde steht ein Weltreise-Kunde am Schaltertisch.

Sie verreisen, weil sie einfach Fernweh haben, weil sie die Pyramiden von Gizeh einmal von Angesicht sehen wollen, und vielleicht auch, weil es so nett auf einer Party klingt: „Sitz' ich da doch neulich in der Maschine von Manila nach Hongkong ..."; ein Satz, der seine Wirkung auch auf müdeste Gemüter nie verfehlt.

Sie verreisen aber auch, weil sie wirklich Land und Leute kennenlernen wollen, weil sie wissen wollen, wie man in einem fremden Lande lebt.

Eigens für diese Reisenden hat sich ein hannoversches Unternehmen eine völlig neue Reiseart ausgedacht; im kommenden Herbst soll sie zum erstenmal angeboten werden: sechs Wochen im ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika, davon drei Wochen im Hause eines deutschen Farmers. Der Preis beträgt etwa 3050 DM.

Diese Reise hat keinen Snob-Appeal. Zu Hause wird der Globetrotter kaum etwas von Pyramiden und Nachtbars erzählen können. Aber eines weiß er nach seiner Rückkehr recht genau: So lebt man in einem fernen Land.



King Size Filter 20 Stück DM 1,75

Marlboro
gehört dazu –
denn der Geschmack entscheidet

Der berühmte Marlboro-Geschmack hat diese Cigarette in der ganzen Welt bekannt gemacht

Was kostet die Welt?

Fortsetzung von Seite 44

Über 5000 DM

Mit dem Schiff nach Fernost

Eine Reise für Menschen, die es nicht eilig haben. Mit einem großen modernen Frachter (10 000 BRT) von Amsterdam über Genua, Port Said, Djibouti, Penang, Singapore, Bangkok, Manila, Hongkong, Kobe, Tokio und zurück. In allen Fernost-Häfen Ausflüge und Besichtigungen im Preis inbegriffen. Aufenthalt in Japan ca. zwei Wochen, Reisedauer ca. vier Monate **5090,–**

Rundflug zu den Pagoden

30tägiger Rundflug mit viermotorigen Chartermaschinen auf der Route München, Teheran, Delhi, Rangun, Bangkok, Hongkong, Taipeh, Tokio, Manila, Djakarta, Bali, Singapore, Ceylon, Colombo, Bombay, Beirut, München. In allen genannten Städten Besichtigungsfahrten und Ausflüge. Ruhetage in Kyoto (Japan) und auf der Insel Bali. Alles inbegriffen **5275,–**



Tadsch Mahal bei Agra

Quer durch Brasilien

Flugreise mit fahrplanmäßigen Maschinen nach Rio de Janeiro. Rundfahrt mit Privatwagen, Schiffen und Flugzeugen über Petropolis, Belo Horizonto, Brasilia, Santos nach Sao Paulo. Von dort aus Rückflug nach Deutschland. In allen genannten Städten Aufenthaltstage und Besichtigungsfahrten. Besuch der Copa Cabana bei Rio de Janeiro. Ausflüge in den Dschungel. Reisedauer 20 Tage **5277,–**

Foto-Safari nach Ostafrika

Die Reise für den Fotoamateur, der neue Motive sucht. Mit dem Flugzeug nach Nairobi. Rundreise im Autobus durch die unberührten Tierparadiese Ostafrikas und Besuch von Negerdörfern. Aufenthalt im Tsavo-Nationalpark (Nilpferde, Krokodile) am Krater Ngorongoro (Gnus, Gazellen, Zebras, Antilopen), Serengeti (Elefanten, Nashörner). Reisedauer 16 Tage **5320,–**

Im Flug durch die Neue Welt

Rundflug mit Linien-Maschinen durch die Vereinigten Staaten und Kanada. Aufenthalte in Los Angeles, San Franzisko, Seattle, Vancouver und New York. Besichtigung eines Filmstudios in Hollywood, Ausflüge in die Rocky Mountains, den Mount Rainier-Nationalpark und zu den Niagara-Fällen an der amerikanisch-kanadischen Grenze. Reisedauer 25 Tage **5506,–**

Geheimnisvolles Indien

Mit fahrplanmäßigen Flugzeugen nach Karatschi, Bombay, Dehli, Benares, Patna, Kalkutta, Madras. Von Colombo Rückflug nach Deutschland. In Personenwagen Besichtigungsfahrten zu vielen alten indischen Kultstätten. Besuch der Tempelstadt Bhubaneshwar, Motorbootfahrt zu den Höhlentempeln der Insel Elephanta. Reisedauer 30 Tage **5987,–**



Samburu-Negerinnen (Ostafrika)

Inka-Tempel und Wolkenkratzer

30tägiger Rundflug mit Linien-Maschinen durch Südamerika. Reiseroute Rio de Janeiro, Sao Paulo, Santos, Montevideo, Buenos Aires, Santiago de Chile, Valparaiso, Lima. Ab Caracas Rückflug nach Deutschland. Ausflüge in die Anden (Indianerdörfer) und zu den Ruinenstädten der Inkas. Besichtigung von Brasilia, der modernsten Stadt der Welt **5987,–**

Safari durch Südafrika

Rundflug in Linien-Maschinen nach Johannesburg, Kapstadt, Durban. Rückflug ab Salisbury. Längerer Aufenthalt im Wild-Reservat Hluhluwe mit den letzten freilebenden weißen Nashörnern und in Krügers Nationalpark, einem der eindrucksvollsten Tier-Reservate der Welt. Drei Tage Aufenthalt an den Victoria-Fällen, Besuch einer Goldmine. Reisedauer 28 Tage **6464,–**



Strand bei Honolulu

Die Traumstraße der Welt

Kombinierte Flug-, Bahn-, Schiffs- und Busreise von Alaska nach Mexico City. Die Reiseroute führt über Fairbanks, Seattle, San Franzisko, Los Angeles und den Grand Cañon folgt etwa dem Weg der Mongolen, die von Asien über Alaska nach Amerika eindrangen. Besichtigung mehrerer Nationalparks, Stadtrundfahrten und viele Ausflüge zu Sehenswürdigkeiten. Reisedauer 35 Tage **7120,–**

Auf der Nordroute nach Asien

Mit modernen Düsenmaschinen über den Nordpol nach Tokio, weiter über die Philippinen nach Hongkong, Singapore, Johore, Bangkok, Angkor. Von Rangun Rückflug nach Deutschland. Elftägige Rundreise durch Japan, vier Tage in Hongkong, zwei in Singapore, drei in Bangkok. Verlängerungsmöglichkeiten in Japan und Rangun. Reisedauer 29 Tage **8832,–**

Trauminseln der Südsee

In planmäßigen Düsenmaschinen über Bangkok, Singapore nach Djakarta auf der Insel Java. Drei Tage Aufenthalt auf Bali, Weiterflug über Sydney, Auckland auf die Fidschi-Inseln, eine Woche Aufenthalt. Drei Tage auf Tahiti, von dort weiter nach Honolulu, der Hauptstadt der Hawaii-Insel Oahu. Rückflug von San Franzisko über den Nordpol nach Deutschland. Reisedauer 43 Tage **10 387,–**

Rund um die Welt

In 48 Tagen fliegen Sie mit Linien-Maschinen nach Asien, Australien und Amerika. Die Route führt über Teheran, Delhi, Bangkok, Angkor, Hongkong, Tokio, Manila, Sydney, Auckland, Fidschi-Inseln, Honolulu, San Franzisko, Washington, New York und zurück nach Deutschland. In allen Ländern große Ausflüge und Rundfahrten mit Bus, Bahn, Schiff und Flugzeug **11 935,–**

Im Stern der nächsten Woche: Alles über Spanien

Wir haben Ihre Sehnsucht und Wünsche wachgerufen. Wir haben Ihnen gezeigt, wohin die Wege im Urlaub führen, wenn man eine schmale oder eine dicke Brieftasche hat.
Die Reise in ein fremdes Land ist auch heute noch — zum Glück — ein aufregendes Abenteuer, auf das man sich vorbereiten sollte. Der Stern wird für jedes Reiseland in Europa eine Gebrauchsanweisung geben, damit aus dem südlichen Zauber kein fauler Zauber wird, sobald man die Grenze überschritten hat.
Essen und Trinken, Straßen und Hotels, Preise, Wetter und Lebensgewohnheiten, was der Arzt sagt und der Kunsthistoriker, der Zollbeamte und der Verkehrspolizist — wir werden Sie über alles genau informieren



Glücksklee – aus naturfrischer Vollmilch

Alles Wertvolle, was frische Milch so lebenswichtig macht, ist in Glücksklee enthalten - außerdem wird sie mit dem kostbaren Sonnenvitamin D_3 angereichert. Nichts wird ihr entzogen als überflüssiges Wasser. Mit Glücksklee haben Sie immer gesunde, gehaltvolle Milch im Haus.





Käsesauce mit Glücksklee in 5 Minuten

Glücksklee-Käsesauce (für 4 Portionen)

250 g Käse (Gouda oder Chester)
1 kl. Dose Glücksklee Milch
1/4 Teelöffel Salz
1/4 Teelöffel Zucker
etwas Pfeffer

Glücksklee Milch mit Salz, Zucker und Pfeffer erhitzen, den feingeschnitzelten oder geriebenen Käse dazugeben, dann rühren, bis der Käse geschmolzen ist - nicht kochen lassen! Fertig - sofort auftragen!

Glücksklee-Frikadellen (für 4 Portionen)

375 g gehacktes Beefsteak
1/2 kl. Dose Glücksklee Milch
1 Ei
1 Scheibe Weißbrot ohne Rinde
1 große gewürfelte Zwiebel
1/2 Teelöffel Senf
1/4 Teelöffel Salz

Alle Zutaten werden gut vermengt, zu 4 großen Frikadellen geformt und bei mittlerer Hitze 20–25 Min. in der Bratröhre gebacken.

starkasten



Anita Ekberg ist 20 Meter lang. Sie liegt hingegossen auf einem Diwan, und aus der gewaltigen Kurve ihres Erdmutter-Körpers schwingt sich ein Busen empor, daß man glauben könnte, der Vesuv bemühe sich, dem heiligen Berg Fudschijama eine Liebkosung zuzuflüstern. Aber ach, Anita ist nur eine riesige Plakatpuppe. In ihrer Hand hält sie ein Glas, und ein verborgener Lautsprecher plärrt ununterbrochen: „Trinkt mehr Milch – Milch – Milch" ... So beginnt ein Bericht über Anita Ekbergs neuen Film „Boccaccio 70" in dem amerikanischen Nachrichtenmagazin Time. Bei der Werbung für dieses Lichtspiel haben sich Milch- und Filmindustrie zusammengetan. Wie Petronius erfahren hat, soll es sich bei „Boccaccio 70" um erotische Darbietungen handeln, mit denen verglichen „Das süße Leben" wie ein Micky-Maus-Film von Walt Disney anmutet.

Die Amerikaner schrecken vor nichts zurück – man kann auch so sagen: Das Beste ist ihnen gerade gut genug. In dem Sigmund-Freud-Film, der einen Abschnitt aus dem Leben des großen Wiener Seelenarztes beschreibt, wird man Harry Belafontes Stimme hören. Er singt das musikalische Leitmotiv des Films: nämlich die „Ballade von Sigmund Freud". Die Titelrolle selbst spielt allerdings Montgomery Clift.

Fluchtartig hat der Schauspieler Horst Frank nach seiner plötzlichen Scheidung von seiner Kollegin Chariklia Baxevanos die Bundesrepublik verlassen, obwohl er zu den Hoffnungen des Films und der Bühne gehörte. Er ging nach Nairobi in Ostafrika, wo er Haus- und Grundbesitzer ist. Das 18 Monate alte Töchterchen blieb bei der Mutter.

In diesen Tagen ging in Berlin die 175. „My fair Lady"-Vorstellung über die Bühne. 300 000 Menschen haben sie bisher gesehen und in der Zeit vom 25. Oktober bis Mitte April über 2,5 Millionen DM dafür an der Kasse bezahlt. Übrigens hat sich die „My fair Lady"-Luftbrücke zwischen der Bundesrepublik und Berlin gut bewährt. Ein „My fair Lady"-Arrangement kostet zum Beispiel ab Hannover 110 D-Mark, darin sind der Hin- und Rückflug enthalten, Übernachtung mit Frühstück und Bedienung im exklusiven Berliner Hilton-Hotel und eine sehr teure Eintrittskarte für die „Lady". (Hier die Preise von den anderen deutschen Flughäfen: Hamburg 127,–; Bremen 147,–; Nürnberg 157,–; Frankfurt 171,–; Köln, München, Düsseldorf und Stuttgart 188,– DM.)

Nach dem „Prager Eissturz" unserer blonden Europameisterin Marika Kilius haben ihre Freunde Wetten abgeschlossen, wonach sie bald jenen Frankfurter Millionärssohn heiraten wird, der sie schon öfters zum Rendezvous abgeholt hat. Marikas Partner Hans-Jürgen Bäumler muß ohnehin in diesen Tagen zur Bundeswehr einrücken.

Vor etwa zwei Monaten hatten die deutschen Filmproduzenten den Schwur getan, keinesfalls in Alleingängen bei Bonner Behörden um Hilfe oder Unterstützung zu bitten. Wie Petronius erfährt, liegen allein im Bundesinnenministerium zur Zeit zwei Dutzend Pläne und Gesuche jüngeren Datums vor, wie man dem Film – genauer: der Firma – helfen könnte.

An der Bar des neueröffneten Scotch-Casino in München-Schwabing hängt in letzter Zeit allabendlich ein Gast mit rassigem Bärtchen. Der Mann ist Kalle Gaffkus, der Ex-Ehemann der Berliner Schauspielerin Karin Baal. Die Abfindung von 30 000 Mark, die Karin ihm als Wegzehrung mitgegeben hatte, schrumpft. Nun wartet er auf Filmangebote. Zu einer anderen Offerte kann er sich noch nicht mit ganz frohem Herzen entschließen: Vertreter zu werden.

Die Premiere des französischen Films „Das heiße Zimmer" ließ der Regisseur Duvivier vor geladenen Gästen im Pariser Wachsfiguren-Kabinett Grévin stattfinden. Anschließend war man plaudernd unter sich: Hauptdarsteller – unter ihnen Nadja Tiller, Walter Giller, Jean-Claude Brialy und Alain Delon – und Gäste. Plötzlich gähnten die meisten. Alain Delon hing seine Jacke dem (Wachs)-Rainier von Monaco über die Schultern, räkelte sich in seinem Sessel und schlief ein. Andere machten ebenfalls ein Nickerchen. Manche blieben wach und befremdet. Des Rätsels Lösung: Regisseur Duvivier hatte einen hohen Polizeibeamten eingeladen. Dessen Liebhaberei ist das Hypnotisieren; er bringt für sein Leben gern andere Leute zum Einschlafen.

In einer versteckten Urlaubsvilla in St. Moritz grübeln Barbara Valentin und ihr Ehemann Rolf Lüder über einem Zukunftsplan: Sollen sie die große Orangenplantage, die nördlich von Barcelona zum Verkauf angeboten wurde, erwerben oder nicht? Kostenpunkt 750 000 Mark. Für Herrn Lüder, den Chef der Berliner Straßenreinigung, ist das ein Haufen Geld. Barbara sieht sich deshalb schon selbst Hand anlegen. Mit großer Schürze will die Dreidimensionale Obst pflücken. Vorher will sie mit einem Film in Rom zur Kaufsumme noch etwas dazuverdienen.

Bis zum nächstenmal Ihr

Petronius

Rätsel um Marilyn: der vierte Mann?

José Valanos, mexikanischer Regisseur, dürfte der neue Monroe-Lebensgefährte sein. Marilyn sagt selbst: Er hat den Geist Arthur Millers (ihres dritten) und die Muskeln Joe DiMaggios (ihres zweiten Mannes). Worauf will sie also noch warten?



Hier soll Prinz Philip mitspielen. Ob er wirklich mitspielt?

In dem englischen Film „Manche Leute" geht es um schlagkräftige Halbstarke und ihre Probleme. Königin Elizabeths Gemahl soll eine Rolle übernehmen. Er überlegt es sich noch



My fair Lady: Besuch der jungen Dame

Paul Hubschmid entdeckte während einer der letzten „Lady"-Vorstellungen seine Kollegin und Schweizer Landsmännin Liselotte Pulver als Zuschauerin. Er bedankte sich, indem er auf der Bühne stellenweise Berliner durch Schweizer Mundart ersetzte und Lilo nach der Vorstellung zu Schokolade einlud

RENDEZVOUS DER PROMINENZ:

Restaurant Las Trece Monedas, Lima, Peru

Weltreisende, deren Flugroute nach der peruanischen Hauptstadt führt, werden in Lima unausbleiblich im Restaurant »Las Trece Monedas« festlich dinieren. In dem altspanischen Palais verkehrt die sehr reservierte Gesellschaft von Peru, betreut von Schweizer Gastronomen; gelegentlich speist hier auch ein feinschmeckerischer Fremder wie Nelson Rockefeller . . . International geschätzt ist die Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR. Auf fünf Kontinenten stimmen geschmackssichere Cigaretten-Kenner in ihrem Urteil überein: *Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur.*





Mit Adam fängt die Kochkunst an

Küchenmeister Adam im Stern



Gutes Würzen kann man lernen (II)

Erst die richtige Mischung von exotischen Aromastoffen und einheimischen Küchenkräutern gibt Ihren Gerichten das gewisse Etwas. Deshalb will ich heute das bereits begonnene Würzalphabet fortsetzen und Ihnen auch die zu Unrecht vergessenen deutschen Küchenkräuter dabei vorstellen.

Basilikum — auch Basilienkraut genannt, ist das Kraut der aus Ostasien stammenden Basilikumpflanze, die schon lange auch in Deutschland angebaut wird. Das frische Basilienkraut wird, fein gehackt, in kleinen Dosen Salaten zugesetzt. Es ist stark aromatisch und im Geschmack würzig-kühlend. Getrocknet ist es in der Wirkung pfefferartig. Man würzt damit Suppen, Saucen, Fleischküchlein, grüne Bohnen und Spinat. Es wird außerdem bei der Herstellung von Wurst und Kräuteressig und beim Einlegen von Gurken verwendet. Als blähungsmilderndes Magenmittel ist es vielfach noch nicht bekannt.

Bohnenkraut gehört zu den einheimischen Küchengewürzen. Die kleinen lanzettförmigen dunkelgrünen Blätter, die an vielfach verästelten Stengeln sitzen, haben einen starken, pfefferähnlichen Geruch und Geschmack. Frisch oder getrocknet wird Bohnenkraut allen Bohnengerichten zugesetzt. Man würzt damit auch Erbsen, Fisch- und Pilzgerichte. Außerdem kann man es als Ersatz für schwarzen Pfeffer benutzen.

Borretsch — auch Gurkenkraut genannt, ist ebenfalls ein einheimisches Küchenkraut. Die rauhbehaarten Blätter und die rötlichblauen Blüten haben einen gurkenähnlichen Geschmack. Die fein gewiegten frischen Blätter sind ein aromatisches Gewürz für alle Salate, vor allem Gurkensalat, und für Kohlgemüse. Die Blüten werden gern dazu benutzt, Kräuteressig blau zu färben. Borretsch gilt außerdem als herzstärkendes Blutreinigungsmittel.

In den nächsten Heften werde ich Ihnen in alphabetischer Reihenfolge weiterhin alle Küchenkräuter und Gewürze vorstellen, die eine Hausfrau kennen und verwenden sollte.



Diese Muskatreibe dient gleichzeitig als Behälter für 2 Muskatnüsse.
Hersteller: Gebr. Funke, Sundern



Gekochter Kabeljau „Sylter Spitze"

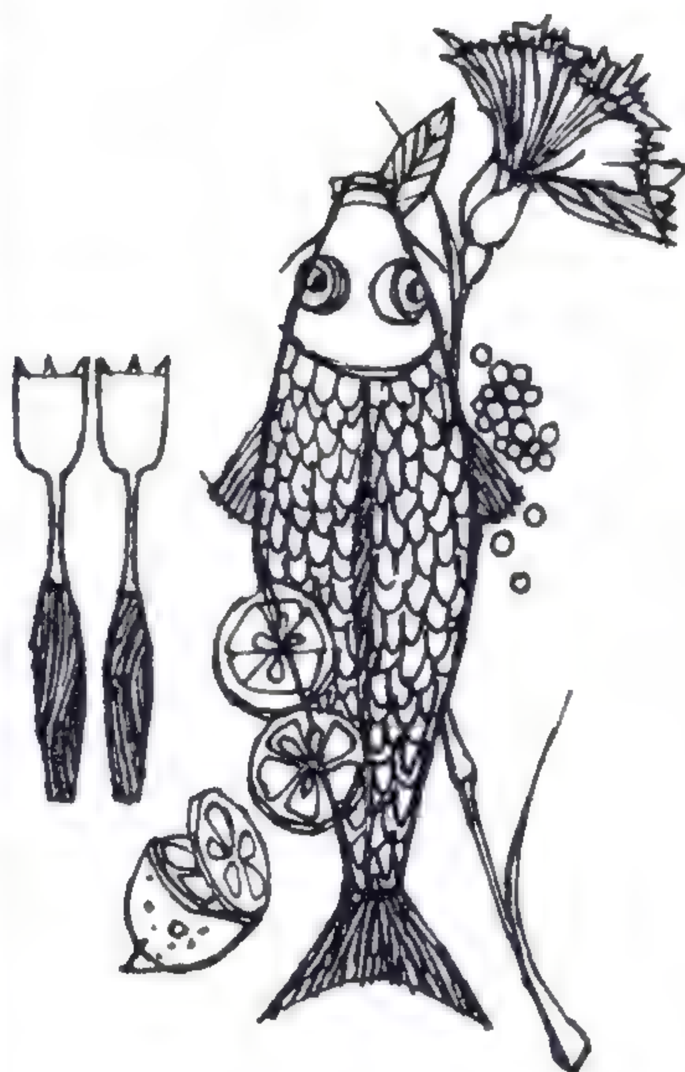
Zutaten:
(für 4 Personen berechnet)

4 Stücke Kabeljau,
je 200 — 250 g schwer
100 g Butter
2 Eßlöffel Senf
Fischsud aus:
2 l Wasser
3 Eßlöffel Salz
5 zerdrückten Pfefferkörnern
1 Zwiebel mit Lorbeerblatt und
2 Nelken gespickt
1 Möhre
2 Scheiben Zitrone
1 Sträußchen Petersilie
(zusammenbinden).

Zubereitung:

Fischsud 30 Minuten langsam kochen. Auskühlen lassen. Die geschuppten, gesäuberten und gewaschenen Fischstücke hineinlegen und auf kleiner Flamme zum Kochen bringen. Dann nur noch ziehen lassen. Der Fisch soll ständig mit Wasser bedeckt sein. Wenn erforderlich, kann kaltes Wasser nachgefüllt werden. Der Fisch ist gar, wenn sich eine Flosse leicht herausziehen läßt oder wenn mit einer Gabel das Fleisch von der Hauptgräte leicht zu trennen ist. Mit der Schaumkelle herausnehmen und auf vorgewärmter Platte anrichten.

Senfbutter: Butter bei kleiner Hitze zerlassen. Sie darf nicht braun werden. Senf unterrühren. Bei Tisch auf einer Wärmeplatte servieren.



Jllustrationen: Katja Hassler

Tips für gutes Gelingen:

Der Fischsud muß kräftig gewürzt und gesalzen sein, damit der Kabeljau nicht fade schmeckt. Deshalb ist es wichtig, daß er schon vorher gekocht wird, so daß die Würzstoffe ihr ganzes Aroma entwickeln können. Er muß abkühlen, denn Fischstücke platzen in heißem Wasser.

Pfefferkörner zerdrückt man am besten mit dem Boden einer Kasserolle auf einem Holzbrett.

Die Senfbutter kann auch durch flüssige Butter oder Zwiebelbutter ersetzt werden. Für die Zwiebelbutter wird eine mittelgroße Zwiebel in feine Würfel geschnitten und goldgelb angebraten. Die Butter wird mit Zwiebelstücken dann ganz flüssig serviert.

Beilage zu diesem Gericht sind Salzkartoffeln mit frischer, gehackter Petersilie.

Jetzt auch am Strand:

Triumph krönt die Figur!

Wo es darauf ankommt, die Figur ins rechte Sonnenlicht zu setzen, wird man 1962 „happy days" bewundern, die neue internationale Bademodenkollektion mit der goldenen Krone.

Happy days erkennen Sie sofort:
- an der rassigen Triumph-Silhouette
- am raffiniert modellierenden Schnitt
- an der vollendeten Büstenform

und daran, wie glücklich Frauen aussehen, die „happy days" tragen.



happy days

Wählen Sie aus dem attraktiven, großen Triumph-Angebot Ihren Badeanzug. Es gibt ihn in allen aktuellen Farben und Dessins, einteilig und als Bikini, auch aus ganz neuen hochelastischen Stoffen. Millionen Frauen auf der ganzen Welt wissen aus Erfahrung:
Triumph krönt die Figur!

Bitte, verlangen Sie den interessanten, farbigen Modellkatalog der großen Bademodenkollektion 1962 in den Geschäften, die Triumph „happy days" führen.

Triumph
BADEMODEN



Die ehrgeizige Cleopatra hat beschlossen, den Feldherrn Marc Anton zu ihrem Werkzeug zu machen. Wein und leichtgeschürzte Sklavinnen sollen den Willen des Römers (Dick Burton) lähmen. Denn die Königin braucht diesen Mann, um ihr Ziel zu erreichen: die Weltherrschaft. Cleopatra, Königin der Ägypter, ist seit 2000 Jahren tot. In Liz Taylor ist sie heute wiedererstanden

Cleopatra ist an allem schuld

Dieter Bochow berichtet über das größte Abenteuer der Filmgeschichte — Max G. Scheler fotografierte





Auch in den Drehpausen ruht der Blick Cleopatras gedankenvoll auf Marc Anton. Liz ist verändert, seit sie entdeckte, daß Dick Burton ihrem unvergessenen Mike Todd so ähnlich ist

Cleopatra ist an allem schuld

Cleopatra, die legendäre Königin vom Nil, spielte mit den mächtigsten Männern des römischen Reiches um die Weltherrschaft. Die meisten ihrer Gegner blieben auf der Strecke. Zu ihren Opfern zählte auch der Feldherr Marc Anton. Das Leben dieser Frau bietet reichlich Stoff für den teuersten Film aller Zeiten. Liz Taylor spielt die Hauptrolle. Sie spielt nicht nur, sie ist eine Cleopatra. Hemmungslos nimmt sie sich alles, was sie begehrt. Sie fürchtet nicht den Bannfluch der mächtigen amerikanischen Frauenvereine. Das größte Projekt der Filmgeschichte steht und fällt mit dieser Frau. Die Produzenten zittern vor den Launen ihres Stars. Mit Besorgnis beobachten sie, daß Liz Taylor sich wie Cleopatra gebärdet — nicht nur im Atelier

Hopp! machen viele kleine Kröten und springen lichterloh brennend durch das Gras. Erregt steht Liz Taylor im nächtlichen Garten ihrer römischen Villa, umhüpft von den verzweifelten Tieren.

In der Hand hält sie eine Plastikflasche mit Feuerzeugbenzin. Sie wollte doch nur die kleinen Häufchen verbrennen, die ihre fünf Hunde auf dem Rasen hinterlassen hatten. Von den braunen Erdkröten, die zu Hunderten im Grase hocken, hat sie nichts geahnt.

In ihren Nachtschattenaugen flackert nun der Widerschein der blauen Flammen. Liz atmet heftig und ruft mit ihrer hellen Kinderstimme:

„Ich bin Nero! Seht nur, ich bin Nero — und das sind alles meine Märtyrer!"

Emmanuel Feo, ihr formvollendeter Butler, neigt den Kopf. „Gewiß, Madame."

Doch dann wird Liz plötzlich nervös. „Tun Sie was!" schreit sie. „Ich kann das nicht mehr sehen. Löschen Sie die Kröten!"

„Gewiß, Madame."

Und Emmanuel Feo beugt das Knie. Gemessen schlägt er mit der flachen Hand auf die kleinen Kröten. Es qualmt.

Neben ihm fällt die Plastikflasche mit dem Benzin zu Boden. Madame hat sich wieder beruhigt.

„Machen Sie allein weiter", befiehlt sie dem Butler. „Aber achten Sie von nun an darauf, daß Sie nur die Exkremente der Hunde verbrennen. Keine Kröten."

„Gewiß, Madame, keine Kröten", gehorcht Feo. Es herrscht eben Ordnung in der Villa

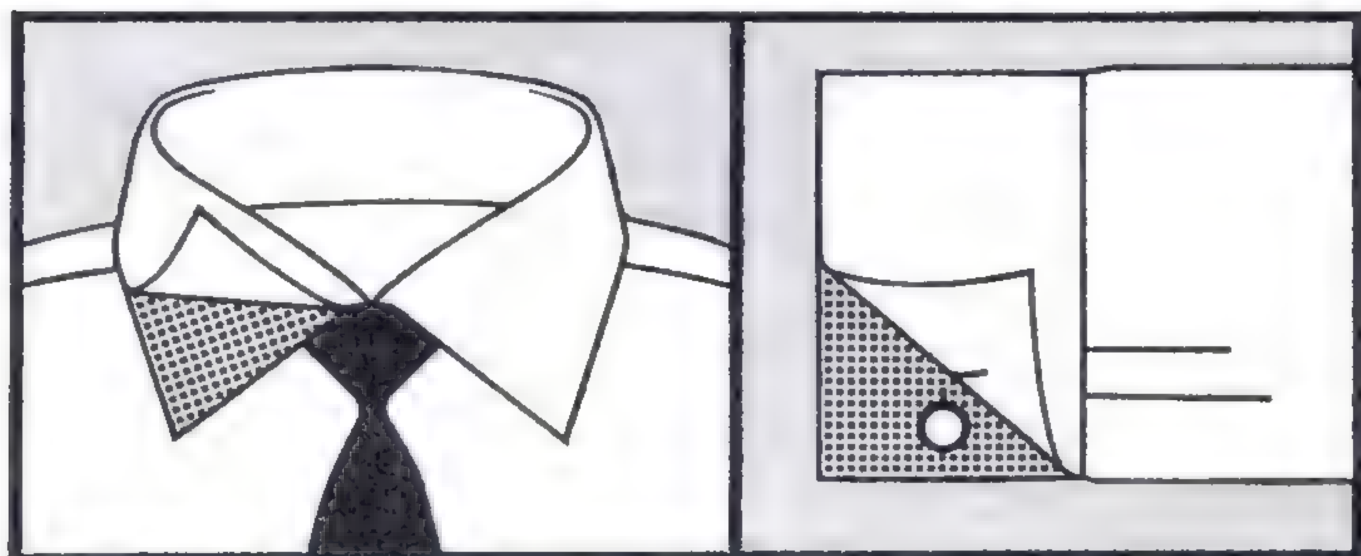
Weiter auf der übernächsten Seite



Ein Mann wie Sie verdient ein Hemd von

seidensticker

Das Geheimnis des gleichbleibend korrekten Sitzes: Kragen und Manschetten sind nach einem schwedischen Lizenzverfahren mit besonders hochwertigen Einlagen ausgestattet.



Sie wissen, was gut – was besser ist. Und Sie wissen, was Sie sich schuldig sind. Für Männer wie Sie macht **seidensticker** Hemden. Feine Hemden: Material, Schnitt, Verarbeitung . . . alles erste Klasse. Ob Ihr Hemd neu ist oder hundertmal mühelos gewaschen – Ihr Spiegelbild bestätigt es: „Man sieht's – ein Hemd von **seidensticker** !"

seidensticker-Hemden: Original



SEIDENSTICKER 4000 DM 19,75 · SEIDENSTICKER 2000 DM 25,90 · MATCH-TOWN DE LUXE DM 29,75 · MATCH-TOWN GOLD DM 34,50 (unverb. Richtpr.)

Cleopatra ist an allem schuld

Papa. Draußen vor den Toren Roms, in der Via Appia Pignatelli 448.

Seit dem September vorigen Jahres bewohnt Liz Taylor – mit und ohne Ehemann, mit und ohne Richard Burton – diese Villa. Die Monatsmiete für die möblierte Herrlichkeit beträgt 12 000 DM.

In dem Haus befinden sich acht Schlafzimmer, sechs Badezimmer, ein Wohnzimmer, ein Arbeitszimmer, ein Eßzimmer sowie mehrere Personalräume. Es ist umgeben von einem gepflegten Rasen und einem großen Parkgelände. Ein zehn Meter langer, mit hellblauem, wohltemperiertem Wasser gefüllter Swimming-pool fehlt nicht.

Zu dem lebenden Inventar der Villa gehörten zur Zeit des Einzuges:

Elizabeth Taylor, Eddie Fisher sowie die drei Kinder Michael, Christopher und die kleine Liza;

Miß Warme, die englische Gouvernante, Bill Jones, ein ehemaliger Schauspieler, jetzt Garderobier der Taylor, „Lucky", Chauffeur des Taylorschen Cadillacs, „Carlo", Herr über Fishers grünen Rolls-Royce und zwei andere Wagen;

„Rocky", ein Bernhardiner, „Lassie", ein schottischer Schäferhund, „Lolita", „Hubert" und „Teresa", drei Malteserhunde, „Alexander" und „Bibi", zwei siamesische Katzen;

drei Diener, vier Mädchen, ein Koch, ein Geschirrspüler, eine Wäscherin und eine Büglerin.

Und schließlich Emmanuel Feo, der Krötenlöscher, der als Butler die Aufsicht über die Dienerschaft führte.

Eigentlich ist Emmanuel ein Marchese mit einem endlos dahintönenden Adelsnamen spanischen Ursprungs. Der Vater besaß ein feines Schloß in Apulien. Die Mutter war eine russische Gräfin.

Als Manuel de Feo focht er an der Ostfront als Freiwilliger auf deutscher Seite in der „Blauen Division". Dann änderten sich die Zeiten, und Manuel wurde Haushofmeister in besseren Häusern und Empfangschef in Luxushotels. Den Adel fand er nicht mehr zeitgemäß. Er legte ihn ab.

Als bürgerlicher Emmanuel Feo wurde er schließlich für dreitausend Mark im Monat zum getreuen Verwalter des Liz-Taylor-Eddie-Fisher-Haushalts ernannt.

Zwei Monate hatte er den Posten inne. Dann mußte er gehen. Sehr bald erfuhr die Öffentlichkeit, was er mit seinen Brotgebern erlebt hatte:

Die schöne Elizabeth ruht auf täglich frisch bezogenem Bett, bisweilen wurde das pastellfarbene Linnen sogar zweimal am Tag gewechselt.

Zu ihrer Rechten ruhte bisweilen auch ihr Ehemann, der nie das Oberteil seines Pyjamas anzog. Liz bevorzugt stets hauchdünne, knöchellange Gewebe. Meist schwarz, mit bunten Schleifchen.

Betrat Feo gegen 7 Uhr 30 das Schlafgemach, so spielte seine Herrin oft hingegeben mit ihren Katzen oder mit Teresa. Teresa, die kleine Malteserhündin, ist das letzte Geschenk ihres tödlich verunglückten, vorletzten Ehemannes Mike Todd. Teresa darf immer auf einem mit Satin bespannten Sessel im Schlafgemach nächtigen.

Madame frühstückt im Bett. Sie löffelt ihre vitaminreiche Pampelmuse, die von zerstoßenen Eiswürfeln umkühlt ist und aus einem Kranz frischer Blüten ragt.

Nach dem Frühstück wühlt Madame ihre rosigen Zehen in den zehn Zentimeter dicken Schaffellteppich, den sie extra im ganzen Schlafzimmer von Wand zu Wand auslegen ließ. Barfüßig – sie haßt Pantoffeln – geht sie in ihr Badezimmer.

Ihr Morgenbad, wir wissen das ganz authentisch, unterscheidet sich im Prinzip nicht von ihrem Abendbad: Sie benutzt grünes Badesalz und herzförmige rosa Seife aus dem Hause Schiaparelli, Paris. Der Fußboden im Bad ist ebenfalls mit Schaffell bedeckt. Die sehr tiefliegende Badewanne ist cremefarben. Sonst wäre nur noch ein Wandspiegel zu erwähnen und die Tatsache, daß Madame im Winter im Schein von drei weißen, in hellgrünen Leuchtern aus Murano-Glas steckenden Kerzen badet.

Madame läuft daheim fast nur in bequemen Slacks und Pullovern herum. Ist es ihr zu lästig, die Haare zu frisieren, stülpt sie einfach eine ihrer zwölf Perücken über den Kopf.

Sie kann unter 300 Kleidern, 100 Hosen, 50 Paar Schuhen wählen. Nur selten tut sie es.

Alles für die Katz!

In jedem Zimmer des Hauses müssen für Madame griffbereit Zigaretten liegen (sie raucht nur Mentholzigaretten, 40 Stück am Tag), sowie bunte Zigarettenspitzen aus Pappe, passend zur Farbe ihrer Kleidung. Ebenfalls müssen Zündhölzer mit goldenen Köpfchen parat sein. Und ein Karton mit Papiertüchern muß auch überall stehen. Bei all den Hunden und Katzen.

In Essensdingen ist Madame nicht sehr anspruchsvoll. Als ihr der Leibkoch des griechischen Reeder-Königs Niarchos angeboten wurde, griff sie mit Freuden zu. Nun hat sie einen der besten griechischen Köche in ihren Diensten. Aber die griechische Küche schmeckt ihr nicht. Und der Koch quält sich mit den Gerichten ab, die ihr mehr zusagen: Canneloni, Kalbsfilet und gebratene Pute.

Ihr Lieblingsgericht kommt aus der Dose. Es ist „Chili", eine mexikanische Spezialität aus Pfefferschoten, Schweinefleisch und Bohnen, dick belegt mit frischen Zwiebelringen. Das schafft der Koch.

Für jeden Hund und jede Katze hat Madame persönlich präzis formulierte Speisezettel verfaßt, auf deren strikte Einhaltung stets geachtet wird.

Im Swimming-pool ist Madame nur selten. Einmal wollte sie mit Ehemann Eddie im Swimming-pool auf Unterwasserjagd gehen. Taucherausrüstungen, Sauerstoffflaschen und Harpunen wurden gekauft. Doch Madame wagte sich in ihrem Taucheranzug nur bis zur Hüfte ins nasse Element. Sie ist keine gute Schwimmerin.

Eddie aber, emsig bemüht, auf seine Ehefrau einen imponierenden Eindruck zu machen, sprang in voller Ausrüstung vom Sprungbrett in das Becken. Kurz vor dem drohenden Ertrinken gelang es ihm, noch einmal an die Oberfläche zu kommen: Er hatte vergessen, die Ventile der Sauerstoffflaschen zu öffnen.

Da lachte die Liz.

Eddie Fisher strebte immer nach einem bewundernden Blick seiner Frau. Als Liz einen Sekretär in ihrem Schlafzimmer haben wollte – es handelt sich um ein Möbelstück –, bestand Eddie darauf, den kleinen Schreibtisch allein nach oben zu transportieren. Kurz vor der letzten Treppenstufe brach Eddie in die Knie, der Sekretär polterte die Treppe hinunter und zerbrach.

Da lachte die Liz.

Als sie einmal einen Schwächeanfall erlitt und sich in ihr Schlafzimmer tragen lassen mußte, lud sich Eddie die süße Last auf. Er mußte sie jedoch

auf halbem Wege dem stabiler gebauten Emmanuel übergeben.

Oben angekommen, schnurrte Liz: „Hast du gesehen, Eddie, wie stark Emmanuel ist?"

Eddie hatte viel zu tun im Haus. Er gab Befehle, die alle ausgeführt wurden – wenn Liz es wollte. Er arbeitete Sparmaßnahmen aus und tüftelte an Filmprojekten, die er einmal als Produzent verwirklichen möchte.

Eddie, der in früheren Jahren für reichlichen Alkoholkonsum bekannt war, trank nur noch Cola.

Liz dagegen bevorzugt etwas härtere Sachen. Am liebsten den Cocktail „Bloody Mary" oder Wodka mit Gin Tonic. Zusammen mit Emmanuel erfand sie einen Spezialcocktail, der mittlerweile als „Liz" in jeder römischen Bar serviert wird (halb französischer Cognac, halb Wodka, ein Schuß Crème de Menthe, mit Eisschnee gemixt).

Große Verwirrung beim Hauspersonal erreicht Liz mit ihrer Angewohnheit, in hauchdünnen Morgengewändern durch alle Räume zu schweben.

Die heißblütigen sizilianischen Diener stehen dann mit roten Köpfen vor ihr und starren krampfhaft in die Luft.

„Was haben die denn?" erkundigte sich Liz einmal unschuldig bei Emmanuel.

Sie verbarg keinen einzigen ihrer mannigfachen Reize. Besonders stolz ist sie auf ihre weiße Halsnarbe. Sie weigert sich, die Narbe durch eine kosmetische Operation entfernen zu lassen. Sie weigert sich sogar, die Narbe zu überschminken, wenn sie vor der Kamera steht. Jeder Kinobesucher wird die Narbe an der Cleopatra auf der Todd-AO-Breitwand begutachten können.

Die Narbe ist ihr Talisman. Ihr stetes: Memento mori.

Sie erinnert an den 4. März 1961, als Liz Taylor zu ersticken drohte. Es war in London. Hier sollten die Dreharbeiten zu dem Cleopatra-Film begonnen werden. Dekorationen im Wert von vielen Millionen Mark hatte man bereits in den Ateliers von Pinewood und Shepperton verbaut.

Liz Taylor hatte auf London bestanden, weil sie hier weniger Steuern zahlen mußte als in Hollywood. Außerdem war es auch für die Centfox billiger.

Doch Nebel, Streiks sowie Streitigkeiten zwischen dem Regisseur Rouben Mamoulian und der Produktion hatten bis dahin den Drehbeginn verhindert. Mamoulian legte schließlich die Regie nieder. Joe Mankiewicz, der Liz Taylor schon in „Plötzlich im letzten Sommer" zur Oscar-Reife geführt hatte, übernahm das Projekt.

Und dann erkrankte Liz. Zuerst war es nur eine gewöhnliche Lungenentzündung. Am 4. März trat die Krise ein. Liz wurde in ihrer Suite im Dorchester-Hotel bewußtlos, rang schwach nach Atem.

Man schaffte sie in die vornehme London Clinic. Ein Spezialist operierte sie bei örtlicher Betäubung: Durch einen Luftröhrenschnitt erhielt sie Erleichterung. Trotzdem gaben ihr die Ärzte kaum noch eine Chance.

Liz selber war überzeugt, daß es mit ihr zu Ende gehe. Sie schilderte später die Stunden nach der Operation:

„Ich richtete meinen Blick nach oben, zur Zimmerdecke, auf die weiße Lampe über mir. Dieses Licht brauchte ich, es war wie ein Lebenslicht für mich. Langsam wurde es dunkler, immer schwächer, verlosch wie eine effektvolle Theaterbeleuchtung. Dann war es schwarz um mich. Ich glaube nicht, daß man eine größere Einsamkeit fühlen kann als jene, die mich nun umgab.

Dann geschah es.

Ich spürte Hände. Viele Hände. Grob, sanft, ungeschickt, zart. Dann Stimmen, ganz weit entfernt, dann immer näher, immer lauter. Ich soll mich bewegen, hörte ich, ich soll atmen, hörte ich, ich soll die Augen öffnen, ich soll leben.

Ich bewegte mich, ich atmete, ich öffnete die Augen. Ich sah wieder die weiße Lampe über mir. Ich lebte."

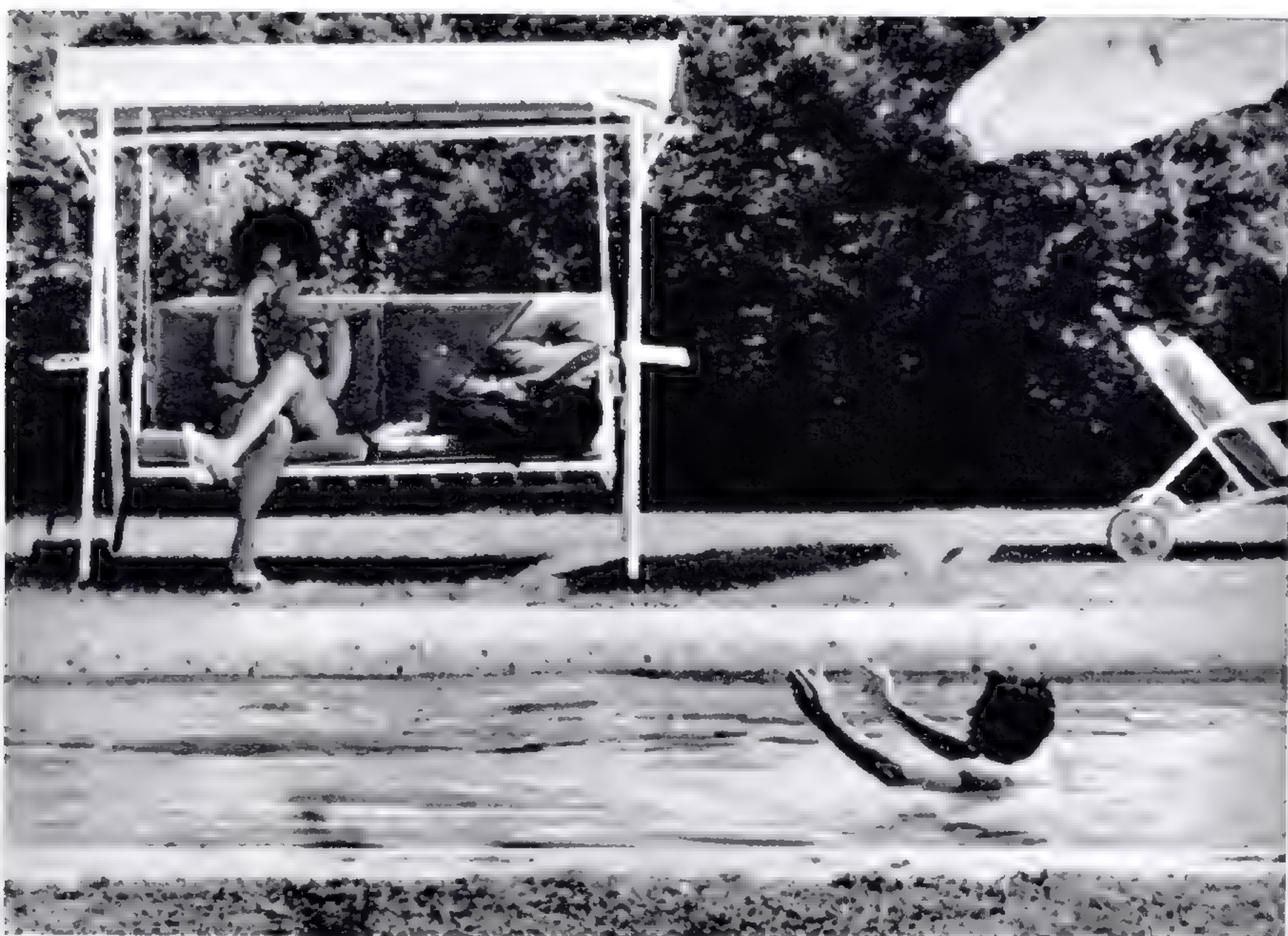
Zwei Wochen später bereits wurde sie entlassen.

Sie flog mit Eddie Fisher nach Florida, um sich zu erholen. Von Dreh-

——▶



Ein indiskreter Butler war Emmanuel Feo. Als Hausherr Eddie entdeckte, daß Liz sich heimlich von ihm malen ließ, warf er ihn kurzerhand hinaus. Da plauderte Feo die Geheimnisse der Herrschaft aus



Wie ein Ertrinkender streckt Eddie Fisher die Arme nach Liz Taylor aus. Daß sie so unbeteiligt bleibt, liegt aber nicht nur daran, daß sie wasserscheu ist. Der Bruch mit Eddie liegt in der Luft

Cleopatra ist an allem schuld

arbeiten in London war nicht mehr die Rede.

Man suchte sich einen sonnigeren und passenderen Drehort aus: Rom. Im Herbst vorigen Jahres war es soweit. Die Kameras konnten endlich in Aktion treten.

Centfox-Präsident Spyros Skouras, der Produzent Walter Wanger, der Regisseur Joe L. Mankiewicz und ein paar tausend andere Menschen, die auf Gedeih und Verderb mit diesem gigantischen Filmwerk verbunden sind, hofften, daß nun keine Komplikationen mehr eintreten würden.

Die Komplikationen kamen.

Leider ist Butler Emmanuel Feo, der Zuverlässige, nicht in der Lage, den Hergang der Dinge zu schildern: Er wurde entlassen.

Denn Eddie Fisher entdeckte eines Tages, daß Liz dem Butler für ein Porträt Modell saß. Und zwar in dem Pavillon jenseits des Swimming-pools in dem der Butler wohnte.

Eddie, der nicht an die künstlerischen Absichten des Haushofmeisters glaubte, bestand auf seiner Entlassung.

Doch keine Angst. Wir brauchen auf kein Detail zu verzichten, denn am 1. November wurde ein anderer Butler eingestellt, der englisch-italienische Alfredo F. Oates, genannt Fred.

Der war sogar drei Monate im Dienst. Das sind, wie Butler Fred versichert, über 2000 Stunden in der Villa Papa.

So wissen wir denn aus berufenem Munde, wie alles geschah.

Die erste Komplikation war keine, sie war ein Mißverständnis. In den Räumen der Filmproduktion verbreitete sich im letzten Dezember die Schreckensnachricht: „Mrs. Fisher bekommt ein Baby!"

Wie erleichtert waren die Filmleute, als sich herausstellte, daß Liz lediglich ein Baby adoptieren wollte, eben jenes kleine, kranke Mädchen, das dann drei Tage vor dem Weihnachtsfest mit dem Flugzeug aus München in Rom eintraf.

Die zweite Komplikation gab es, als Liz Taylor in Rom mit Dick Burton zusammentraf.

Sie kannte ihn schon seit längerer Zeit. Doch noch nie hatte sie mit ihm gefilmt. Die nähere Bekanntschaft mit dem robusten und zielsicheren Schauspieler war ihr sehr angenehm.

Seine äußere Erscheinung und seine ganze Art erinnerten sie stark an den Mann ihres Lebens. An Mike Todd.

Bereits im Oktober kam es zu einer neuen Begegnung. Richard Burton war mit einem Starlet namens Pat in der Villa Papa erschienen. Hinter der Hausbar stand der wachsame Emmanuel und mixte eine „Bloody Mary" nach der anderen für die Gäste.

Liz begann in aller Unschuld mit Burton einen Flirt, der keine Zweifel über ihre Gemütsregungen offen ließ. Eddie rutschte vom Hocker, ging in das Nebenzimmer und begann laut und wild Klavier zu spielen.

Er spielte immer noch Klavier, als Burton längst das Haus verlassen hatte.

Von da an ballten sich dunkle Wolken über den Häuptern des Ehepaares zusammen.

Mitte Januar schließlich wurde der Plan gefaßt, die Dreharbeiten zu unterbrechen. Das Ehepaar Fisher sollte für einige Tage in die Schweiz fahren, um die gefährdete Ehe in veränderter Umgebung wieder einzurenken. Liz jedoch nutzte die freien Tage nicht zur Fahrt nach Gstaad, sondern zur noch näheren Bekanntschaft mit Burton.

In der gespannten Atmosphäre mußte es zum Gewitter kommen. Am 18. Januar verließ Eddie den ehelichen Wohnsitz und verbrachte die Nacht bei seinem Freund und Sekretär Bob Abrams in der Via Paisiello. Daraufhin verschwand auch Liz aus der Villa und blieb bei ihrem Freund und Sekretär Dick Hanley in der Via dell' Oca.

Eddie, der zuerst mitgeteilt hatte, er wolle nach New York fliegen, kehrte nach zwei Tagen in die Villa zurück und kümmerte sich um die Kinder. Er unternahm Ausflüge und holte die beiden Jungs nachts zu sich ins Bett. Der kleinen Liza konnte er kaum erklären, wo ihre Mutter blieb. Er aß einige Tage lang nichts und starrte nur das Telefon an.

Am 24. Januar kam Liz wieder in die Villa. Jedoch auch Richard Burton kam. Es fand eine Dreier-Konferenz statt, die bis zum nächsten Morgen um fünf Uhr andauerte. Das Ergebnis: Liz verließ Eddie wiederum, Burton wurde kurz darauf vom zweiten Sekretär der Taylor in einem Taxi abgeholt, um Liz im Haus eines Freundes zu treffen. Eddie blieb zurück.

Mit den Kindern.

Eddie hungerte weitere sechs Tage. Am 31. Januar erschien Liz wieder bei ihm und den Kindern. Sie tat, als sei nichts geschehen.

Die Ehe schien gerettet. Es sah aus, als ob alles wieder gut werden sollte.

Aber am 16. Februar wurde Liz unter Sirenengeheul in das Hospital „Salvatore Mundi" gebracht, wo man ihr den Magen auspumpte. Es hieß, sie habe sich an einer Dose Chili den Magen verdorben. Eddie, der gerade in Lissabon weilte, raste nach Rom. Am Krankenbett saß bereits der aus Paris herbeigeflogene Richard Burton.

Am 3. März kam es zu einem Ausbruch zwischen Liz und Eddie. Wieder fuhr man sie unter Sirenengeheul in das „Salvatore Mundi". Das Personal entdeckte in ihrem Waschbecken Blutstropfen. Als sie das Hospital verließ, trug sie einen Verband um das linke Handgelenk.

Am 19. März kam es zu der letzten großen Szene. Eddie schrie, er schlug mit den Fäusten gegen die verschlossene Schlafzimmertür. Dann verließ er die Villa für immer.

Er flog nach New York. Und Sybil Burton, die Ehefrau von Richard, verließ am selben Tag Rom und flog nach London. Sie nahm ihre vierjährige Tochter Kate mit. Die zweijährige Jessica folgte drei Tage später, begleitet von einem der zahllosen Sekretäre.

Just in dieser Zeit mußten Liz und Burton vor der Kamera eine von Leidenschaft erfüllte Episode spielen. Es war die Szene, in der Cleopatra mit allen Mitteln weiblicher List den stolzen Feldherrn Marc Anton zu ihrem Geliebten macht.

Das konnte Liz. Jeder, der sie vor der Kamera erlebte, spürte, wie gut sie es konnte. Sie war so sehr mit ihrer Rolle verwachsen, daß sie auch nach Drehschluß weiterspielen mußte.

Sie entdeckte, daß ihr Partner Richard Burton so herrisch und so zärtlich war wie Mike Todd, den sie nicht vergessen konnte. Sie entführte Burton zu geheimnisvollen Spaziergängen durch das nächtliche Rom. Sie lachte, wenn Reporter sie dabei entdeckten.

Sie war nicht mehr Liz Taylor, sie war Cleopatra. Rom und die Welt hatten ihren Launen zu gehorchen — genau wie damals, als Cleopatra am Nil regierte.

Genau wie damals? Wissen wir denn so genau, wie die faszinierendste Frau der Weltgeschichte wirklich gelebt hat?

Ja, wir kennen die abenteuerliche, die schreckliche Geschichte der Cleopatra.

Im nächsten *stern*

Wer nicht mordet stirbt — Zustände wie im alten Rom

SAF 203

Repräsentant des guten Geschmacks





FILTER
10 PF

Simon Arzt No. 15 mit Filter 12 1/2 Pf. Simon Arzt extra mild ohne Filter 15 Pf. Simon Arzt 70 L ohne Filter 20 Pf.

A N G E L I K A   S C H R O B S D O R F F

DIE HERREN

Der Roman eines unruhigen Herzens

Sie ist fast noch ein Kind, die knapp sechzehnjährige Eveline, die mit ihrer Mutter und ihrer Stiefschwester Berlin verlassen mußte und in Sofia das Ende des Krieges erlebt. Eveline kann es nicht abwarten, erwachsen zu sein. Im Haus einer befreundeten Familie begegnet sie dem deutschen Korvettenkapitän. Als er plötzlich wieder aus Sofia abreist, bleibt dem Mädchen nichts als die Erinnerung an den ersten Kuß eines Mannes ... Sofia wird bombardiert, und das Mädchen Eveline flieht mit seiner Familie aufs Land, in das kleine Dorf Buchowo. Hier lernt Eveline im Frühling die ungleichen Brüder Bojan und Boris kennen, die Söhne eines bulgarischen Generals. Bojan ist schüchtern und wagt nicht, Eveline seine Liebe zu gestehen. Boris, der Erfahrene, gibt sich gleichgültig. Und gerade das reizt das Mädchen. Eine Bauernhochzeit wird gefeiert. Eveline und Boris trinken und tanzen wie die anderen. Bis Boris sagt: „Komm, Eveline, gehen wir ein bißchen spazieren."



Die Autorin Angelika Schrobsdorff lebt heute in München. DIE HERREN ist ihr erster Roman

Ich folgte ihm. Boris ging neben mir, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf gesenkt. Seit wir den Hof verlassen hatten, hatte er noch kein Wort gesprochen.

Es war eine klare Vollmondnacht. Vor uns lag baumlos das gewellte Land wie unter einem silbernen Schleier. In der Ferne erhoben sich die schwarzen bewaldeten Berge. Man hörte noch immer die Musik — gedämpft und ein wenig unheimlich.

Ich wünschte, Boris würde etwas sagen. Ich fühlte mich einsam. Das klare, kalte Licht des Vollmonds beunruhigte mich. Ich blieb stehen.

Boris ergriff wortlos mein Handgelenk und zog mich weiter.

„Wir wollten nur ein paar Schritte gehen, und jetzt sind wir schon eine halbe Stunde vom Dorf entfernt", sagte ich mit dünner Stimme, die sofort von der großen Stille verschluckt wurde.

„Wir gehen nur noch bis zu dem Hügel dort." Boris ließ mein Handgelenk nicht los.

Es war nicht das erstemal, daß ich mit Boris abends spazierenging. Noch vor vierundzwanzig Stunden hätte ich mir nichts dabei gedacht. Ich hätte gelacht und Unsinn geredet und den Mond mit einem runden Käse verglichen. Boris hätte den Arm um meine Schultern gelegt und mich sein „albernes Saitsche" genannt. Es war alles anders geworden — schwer, ernst und bedrückend. Boris war plötzlich ein Mann, vor dem ich mich fürchtete.

Wir kletterten den Hügel hinauf, und als wir oben waren, standen wir da und schauten in verschiedene Richtungen. Boris schwieg beharrlich. Ich suchte krampfhaft nach Worten.

„Eine herrliche Nacht, nicht wahr ...?" sagte ich schließlich lahm.

Boris wandte sich mir zu. „Sehr richtig ..."

Wir standen uns gegenüber und starrten uns an wie zwei Fremde. Es war so hell, daß ich Boris genau erkennen konnte. In jeder Einzelheit kannte ich dieses intelligente, ernste Gesicht, doch heute schien mir, als hätte ich es noch nie gesehen. Die dunkel brütenden Augen, der große, gekräuselte Mund jagten mir Angst ein.

„Du hast einen Knopf verloren", sagte Boris tonlos.

Ich schaute an mir hinunter und sah, daß mein Kleid direkt über dem Busen weit auseinanderklaffte.

„O Gott ...!" rief ich erschrocken. Mein Gesicht brannte vor Scham. Ich warf Boris einen flehenden Blick zu. Er lächelte — ein eigenartiges, abwesendes Lächeln.

„Boris ..." Ich wich einen Schritt zurück.

Boris kam langsam auf mich zu — ohne Eile, ohne das geringste Anzeichen von Unsicherheit. Er legte den rechten Arm um meinen Nacken, den linken um meine Taille und zog mich fest an sich. Ich versuchte nicht, mich zu wehren. Ich hatte ganz plötzlich keine Angst mehr. Ich hatte nur noch das Verlangen, geküßt zu werden.

Boris' großer Mund legte sich warm und feucht auf meinen. Seine Zunge glitt zwischen meine Lippen und strich an meinen Zähnen entlang. Erst zart und tastend, dann immer drängender.

Zuerst erschrak ich. Obgleich ich noch nie einen Mann geküßt hatte, wußte ich, was Boris wollte, und es kam mir unanständig vor. Ich biß die Zähne aufeinander und starrte mit weit aufgerissenen Augen in sein Gesicht. Aber ich sah nur seine geschlossenen, zuckenden Lider. Seine ungeduldige Zunge ließ keine Ruhe, und langsam gab ich nach. Ich verlor jede Beziehung zur Umwelt und Wirklichkeit. Die Sterne begannen zu tanzen, der Himmel stürzte auf mich hinab. Ich glaubte das Bewußtsein zu verlieren.

Boris war es, der den Kuß plötzlich abbrach. „Mein Gott ... Eveline!"

Ich öffnete ein wenig die Augen. „Hör nicht auf, Boris ..."

„Sag das noch einmal, und ich höre nicht auf!"

Der Klang seiner Stimme riß mich aus meiner Benommenheit. Ich fühlte mich schlapp und ausgewrungen. Ich löste die Arme von seinem Nacken und schaute unter schweren Augenlidern zu ihm auf. „Boris, du zitterst ja ..."

Ich trat einen Schritt zurück und schwankte. Boris griff nach meinem Arm, um mich zu stützen. „Du scheinst auch nicht ganz sicher auf den Beinen", sagte er mit einem schwachen Lächeln.

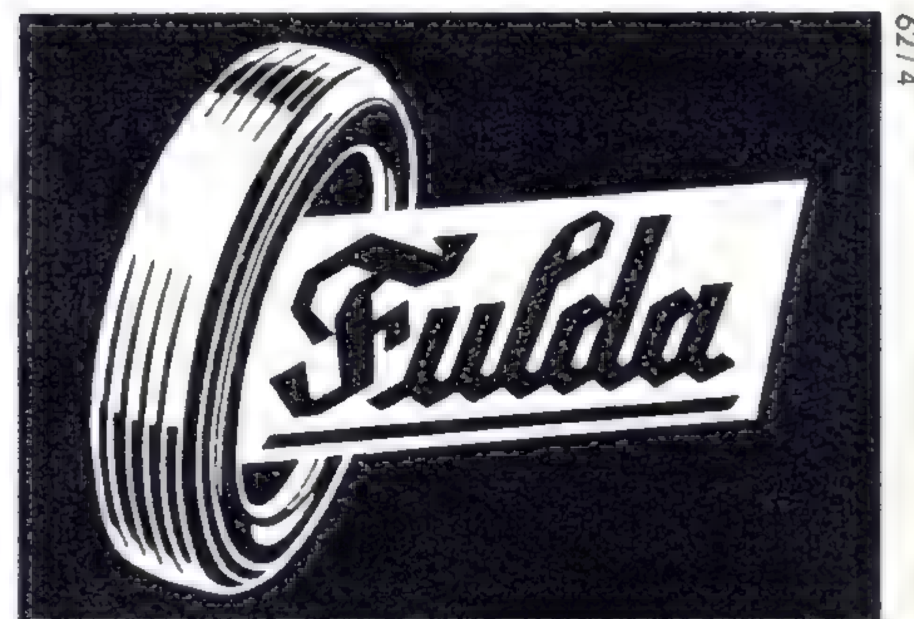
„Nein ..., ich bin entsetzlich durcheinander ..." Ich strich mir mit beiden Händen über das glühende Gesicht. „Boris, was war das eigent-

⟶

Fulda-Diadem
in der Zerreißprobe: Wedeltest

Der Fulda-Diadem wird immer wieder mit äußerster Härte getestet. Zerreißproben – weit stärker als in der täglichen Praxis – zu Ihrer Sicherheit!
Der Wedeltest beweist: Das revolutionäre Feinprofil auf verbreiterter Lauffläche und die neuartige Greifschulter haften in jeder Phase – auch bei plötzlichem Ausweichen auf der Autobahn. Die starke Karkasse gibt höchste Seitenstabilität. Kein Schleudern, kein Ausbrechen mit dem Fulda-Diadem.

Fulda-Reifen halten und greifen



62/4

Gummiwerke Fulda K.G. a. A. Fulda

DIE HERREN

Fortsetzung von Seite 60

lich ...?" „Ein Kuß, Liebling, und gar kein schlechter für den Anfang."

„Mach dich jetzt noch lustig über mich. Du weißt genau, was ich meine ..."

„Nein, nicht ganz ... aber vielleicht kannst du es mir erklären."

Ich schüttelte den Kopf. „Wie soll ich es dir erklären. Es ist ein Gefühl, das ich selbst nicht verstehe. Ich bin plötzlich anders geworden ... ich bin mir so fremd ... ich glaube, ich sehe ganz verändert aus ..."

„Nicht mehr wiederzuerkennen!"

„Boris, laß den Unsinn! Glaub mir, jeder Mensch wird mir ansehen, daß ich ..." Ich suchte nach den richtigen Worten, aber ich fand sie nicht.

„Daß du was?"

„Ach, ich weiß nicht ... ich weiß es wirklich nicht ..." Ich begann zu lachen. „Ich bin glücklich und unglücklich. Komm ... gehen wir ..."

„Schade, ich würde gern noch bleiben ..."

„Nein, gehen wir ..." Ich begann den Hügel hinabzusteigen. „Es ist besser ..."

Boris folgte mir. „Gib mir deine Hand, es ist ziemlich steil ..."

Ich streckte meinen Arm nach hinten, und dabei verlor ich das Gleichgewicht. Noch ehe Boris zugreifen konnte, fiel ich hin.

Er blieb grinsend neben mir stehen. „Hast du dir weh getan?"

„Versuch es mal, dann wirst du merken, wie weh es tut. Der Boden ist steinhart. Ich glaube, ich habe eine Gehirnerschütterung."

„Du scheinst dein Hinterteil mit deinem Kopf zu verwechseln."

Ich schaute vorwurfsvoll zu ihm auf. Von unten gesehen wirkte er sehr groß. Ich spürte ein angenehmes Kribbeln. Ich dachte an seinen Kuß, und das Kribbeln wurde stärker. Ich legte mich zurück. Ich wußte, daß sich mein Rock hinaufgeschoben hatte. Zum erstenmal in meinem Leben blieb ich bewußt in einer solchen Pose liegen. Ich hatte sehr schnell begriffen, daß gewisse Dinge gewisse Reize ausüben. Ich sagte kein Wort und blickte Boris nur unverwandt an.

Ich sah, wie das Lächeln langsam seine Augen, dann seinen Mund verließ. Ich sah, wie sich die Haut über den Backenknochen spannte, wie die Wangen ein wenig einfielen und die Lippen sich aufeinanderpreßten. Ich sah, wie die Augen sich verengten und eine steile Furche zwischen den Brauen erschien. Und ich hörte plötzlich seinen Atem, der in immer schnelleren, kürzeren Stößen kam.

Boris' offensichtliche Erregung entfachte in mir mehr Neugier als Verlangen. Ich ahnte nicht, daß es gefährlich werden konnte.

Es geschah alles unerwartet. Mit einem leisen, unheimlichen Schrei warf sich Boris auf mich. Er packte meine Handgelenke und bog mir die Arme über den Kopf zurück. Seine Zähne gruben sich in meine Lippen, bis ich den ekelerregenden metallischen Geschmack von Blut spürte. Er war von Sinnen.

Sekundenlang war ich gelähmt vor Schrecken. Dann begann ich mich zu wehren. In meiner rasenden Angst entwickelte ich ungeahnte Kräfte. Ich schlug und trat und biß und kratzte. Aber ich hatte noch nie mit einem Mann zu tun gehabt, dem die Begierde den Verstand raubte. Boris war stärker. Ich schrie auf: „Boris ... ich flehe dich an ..."

Es muß wohl meine Stimme gewesen sein, die Boris zur Besinnung brachte. Es war die Stimme eines Kindes, das in entsetzlicher

——▸



Fotografiert für PEER EXPORT: Mailand

EXPORT


che Qualitätscigarette
d für die Welt
KRISTINUS
PEER
EXPORT
„Die PEER EXPORT zeigt einmal mehr, daß Qualität keine Grenzen kennt; bei uns in Deutschland raucht man diese ausgezeichnete Export-Cigarette schon lange – genauso wie in Italien."
20 Stück
DM 1,75 (Inlandspreis)
Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus

DIE HERREN

Fortsetzung von Seite 62

Angst und Hilflosigkeit aufschreit. Dann begann ich krampfhaft zu frösteln, zu zittern, zu schluchzen.

Boris vergrub sein Gesicht im Gras und preßte die Hände gegen die Ohren. So blieb er eine Weile liegen, und ich hätte ihn gern umgebracht.

Dann hörte ich seine Stimme, undeutlich, weil er ins Gras hineinsprach: „Eveline ..."

Seine Hand kroch zu mir herüber und legte sich auf meinen Arm. Ich fuhr zusammen, als hätte mich der kalte, glatte Leib einer Schlange berührt.

Boris zog die Hand sofort zurück. „Eveline ..., bitte, höre mich an ..."

„Was gibt es da noch anzuhören ...?"

„Ich will dir erklären, wie so etwas passieren konnte."

„Dafür willst du auch noch eine Erklärung haben?" schluchzte ich.

„Ja ..."

Ich fuhr hoch. Jetzt zitterte ich vor Wut. „Ich weiß gar nicht, weshalb ich hier noch sitze", schrie ich heiser. „Wer weiß, vielleicht versuchst du es noch einmal und hast dann wieder eine Erklärung ..."

Jetzt hatte sich auch Boris aufgesetzt. Er zog eine Zigarette hervor und zündete sie an. Er rauchte schweigend, in kurzen, heftigen Zügen, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen. Meine Stimme überschlug sich, während ich ihm immer wildere Beschuldigungen ins Gesicht schrie. Als die Zigarette schon bis zu einem winzigen Stummel abgebrannt war, schwieg ich erschöpft.

„Bist du jetzt fertig ...?" fragte Boris ruhig.

Seine nüchterne Frage und die ruhige Stimme verblüfften mich dermaßen, daß ich nur ein klägliches „Ja" hervorbrachte.

Boris warf den Zigarettenstummel in hohem Bogen fort und starrte vor sich auf den Boden. „Ich liebe dich, Eveline ..."

Ich sah ihn fassungslos an. Ich öffnete den Mund, und es wäre sicher etwas sehr Dummes herausgekommen, wenn Boris nicht unbeirrt weitergesprochen hätte: „So absurd es im Moment auch klingen mag – ich liebe dich ... Ich wollte es lange Zeit nicht wahrhaben. Ich fürchtete mich vor Komplikationen. Wie soll man einem Kind klarmachen, daß man es mit einer Liebe liebt, von der es keine Ahnung hat? Du warst rührend in deiner Unschuld und Unverdorbenheit. Das war sehr schön, aber es hat mich wahnsinnig gemacht. Denn so wie ich dich liebte, begehrte ich dich auch ..."

Boris seufzte. „Ich ahnte, daß es kein gutes Ende nehmen werde. Tag für Tag mit dir beisammen sein, von morgens bis abends, in einsamen Gegenden. Tag für Tag dich vor Augen haben – so wie du aussiehst – schön und aufregend und gar nicht kindlich. Und immer den großen Bruder spielen. Und vor Sehnsucht vergehen ... Ich wollte nach Sofia zurückkehren. Jeden zweiten Tag nahm ich einen Anlauf und brachte es dann doch nicht fertig. Ich konnte mich nicht von dir trennen. Ich sah die Katastrophe immer näher kommen und war unfähig, ihr auszuweichen ..."

Boris drehte sich mit einem Ruck zu mir herum und schaute mir eindringlich in die Augen. „Verstehst du mich eigentlich?"

Ich brachte keinen Ton heraus. Ich nickte nur. Es war alles zuviel für mich. Ich saß da, Tränen und Erde im Gesicht, die Haare zerzaust, und begann fassungslos zu weinen.

„Oh, Saitsche ... bitte verzeih mir. Auch wenn es tausend Erklärungen gibt: Ich habe mich bestialisch benommen!"

Ich weinte immer herzzerbrechender. Boris saß vor mir, mit zur Seite geneigtem Kopf und unglücklichem Gesicht. „Saitsche, wie du nur aussiehst ...!"

„Das kann ich mir denken ...", schluchzte ich, „aber glaub ja nicht, daß du viel besser aussiehst." Ich stellte mit Befriedigung fest, daß ich ihn gehörig zerkratzt hatte. Er begann mir vorsichtig das Gesicht abzuwischen.

„Kleines Saitsche ..., kleines, geliebtes Saitsche ..."

„Boris", fragte ich beklommen, „wie soll es nun weitergehen ...?"

„Denk jetzt nicht daran ... überlaß das mir ..."

„Boris ...?"

„Ja ...?"

„Stimmt das, was du mir gesagt hast ... daß du mich ... daß du mich liebst ...?"

Er ließ das Taschentuch sinken und schaute mich mit zärtlichen, traurigen Augen an. „Ich liebe dich."

Ich hielt den Atem an. Es war herrlich und aufregend, diese Worte zu hören. Sie machten mich weich und nachgiebig. Sie ließen mich alles Vorhergegangene vergessen. Unter dem Zwang dieser Worte hob ich langsam die Arme und schlang sie um Boris' Hals. „Sag es noch einmal ..."

„Ich liebe dich."

Ich legte meine Wange an seine. „Ich glaube, es gibt keinen schöneren Satz", sagte ich verträumt, „ich möchte ihn noch oft, oft hören ..."

„Das wirst du auch."

„Meinst du ...?"

„Ja, das meine ich." Er löste sanft meine Arme von seinem Hals. „Komm, wir müssen gehen ..."

Ich merkte nicht, wie verzweifelt seine Stimme klang.

•

Am nächsten Tag war Boris nicht mehr da. Er war nach Sofia zurückgefahren. Ein kleiner Junge brachte mir einen kurzen Abschiedsbrief. „Es ist besser, wenn wir uns nach allem, was vorgefallen ist, nicht mehr sehen."

Ich weinte stundenlang. Die folgenden Tage waren furchtbar. Ich hoffte, Boris werde zurückkommen. Ich wartete und wartete, aber er kam nicht.

Jonka quälte mich mit Fragen. Tagelang gab sie keine Ruhe. Sie wollte wissen, was geschehen war: weshalb Boris plötzlich aus Buchowo verschwunden war. Woher ich die geschwollene Unterlippe hatte ...

Es sei überhaupt nichts geschehen, erklärte ich. Boris hätte wieder arbeiten müssen, und ich sei auf einen Stein gefallen und hätte mich dabei verletzt. Jonka glaubte mir natürlich kein Wort.

Eines Wochenendes erschien Bojan. Ich zitterte vor Aufregung, weil ich hoffte, er hätte Boris mitgebracht. Bojan, der glaubte, meine Gemütserregung gelte ihm, war geschmeichelt. Er beteuerte, daß auch er sich sehr nach mir gesehnt habe.

„Ist Boris ... ist Boris ... auch mitgekommen?"

„Nein, Boris ist in Sofia. Er arbeitet wie ein Besessener, von morgens bis abends. Aber sonst geht es ihm gut."

Ich war so enttäuscht, daß ich nur mühsam die Tränen zurückhalten konnte. Doch Bojan bemerkte es nicht. Er bemerkte nie etwas.

Wir gingen spazieren. Ich machte gar nicht erst den Versuch, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Bojan hielt es auch nicht für nötig. Er behauptete, Menschen, die sich verständen, brauchten keine Worte. Ich gab ihm recht, denn so bewahrte er sich eine Illusion, und ich mußte mich nicht anstrengen. Bojan hielt meine Hand, die unter der ständigen Umklammerung feucht wurde. Das war

mir sehr unangenehm, aber ihm schien es nichts auszumachen.

Bei Anbruch der Dunkelheit brachte er mich nach Hause. Seiner Verlegenheit nach zu urteilen, stand er wieder vor dem Problem, ob er mich küssen solle oder nicht. Ich betrachtete sein Gesicht aufmerksam. Seine Nase hatte etwas Ähnlichkeit mit der Boris', auch die Art, wie er die Augenbrauen hochzog. So schwach dieser Trost war, im Moment bestimmte er mein Verhalten.

Ich machte Bojans Zaudern ein schnelles Ende, indem ich ihm entschlossen die Arme um den Hals legte und mich fest an ihn preßte. Ich sah Bojans ungläubiges Gesicht, sah wie er rot wurde, und schloß schnell die Augen. Ich bog den Kopf zurück und hob ihm meinen Mund entgegen. Es dauerte eine Weile, bis der Junker genügend Mut gesammelt hatte. Das wiederum gab mir Zeit, mich in die Vorstellung hineinzusteigern, ich hätte Boris in den Armen. Als unsere Lippen sich trafen, küßte ich Bojan so, wie sein Bruder es mich gelehrt hatte.

Es glückte nicht. Bojan war so nervös und ungeschickt, daß ich mir beim besten Willen nicht länger als eine Sekunde vorstellen konnte, er sei Boris. Als ihm die Mütze vom Kopf rutschte, sein Säbel mir gegen das Schienbein schlug und unsere Nasen sich ins Gehege kamen, hatte ich genug. Mit einem ärgerlichen Ruck machte ich mich von ihm los.

„Oh, Eveline . . .", stammelte Bojan, „ich wußte nicht . . . ich wußte wirklich nicht . . ."

Es war mir egal, was er nicht wußte. Ich wollte ihn nur nicht mehr sehen. Ich drehte mich um und rannte in den Hof. Tränen brannten in meinen Augen.

Jonka hatte hinter der Tür gelauert. Sie riß sie auf, noch ehe ich die Klinke in der Hand hatte.

„War es schön, Evelintsche?" fragte sie strahlend. Sie hegte nach wie vor große Sympathien für den Junker.

„Es war herrlich!"

„Siehst du, ich habe dir immer gesagt, Gospodin Bojan ist der richtige Mann für dich."

„Und wie immer hast du recht."

Ich hatte die Tür zum Zimmer bereits geöffnet. Als Jonka merkte, daß ich ein ausgiebiges Gespräch auf keinen Fall beabsichtigte, machte sie ein vorwurfsvolles Gesicht. Meine Mutter machte ein vorwurfsvolles Gesicht, weil ich die Tür zu geräuschvoll hinter mir schloß.

„Jetzt bitte ich dich zum tausendsten Male . . ."

„Ich weiß . . .", sagte ich gereizt, „ich weiß, ich weiß, ich weiß . . ."

„Was ist los, Eveline!" Sie ließ das Buch, in dem sie gerade las, sinken.

„Ich möchte sterben."

„Und wer ist schuld daran — Boris oder Bojan?"

„Beide", sagte ich verächtlich, „Boris, weil er so abgrundtief gemein ist, und Bojan, weil er so abgrundtief langweilig ist . . ."

„Setz dich zu mir, Kleine, und erzähl mir alles."

„Da gibt es nicht viel zu erzählen." Ich stellte mich mitten im Zimmer auf, die Nasenspitze stolz in die Luft gereckt. „Die Brüder sind für mich erledigt. Ich will nichts mehr von ihnen wissen."

Es kam mir vor, als sei ich mit diesen Worten ein paar Zentimeter gewachsen.

„Ha . . .", rief ich triumphierend, „ich habe sie schon vergessen . . ."

•

In Bulgarien ist es üblich, daß ein „Befreier" den anderen aus dem Land jagt. Auf diese Weise ist Bulgarien

→

Fortsetzung von Seite 65

schon oft „befreit" worden. Mal waren es zaristische, mal faschistische, mal kommunistische „Befreier", und alle fühlten sich in dem kleinen, fruchtbaren Land so wohl, daß sie meistens einige Jahre blieben. So lange, bis der nächste „Befreier" kam.

Man kann nicht sagen, daß Bulgarien seine „Befreier" sehr liebt. Es hat auch wenig von ihnen, außer natürlich Unannehmlichkeiten und eine große Anzahl von Nationalhelden. Die Nationalhelden sind diejenigen, die mit kindlicher Einfalt daran glauben, daß Bulgarien doch eigentlich den Bulgaren gehören müsse. Sie nennen ihre „Befreier" Unterdrücker und führen einen tapferen, erfolglosen Kampf gegen sie. Die Bulgaren sind sehr stolz auf ihre Nationalhelden und besingen sie in endlosen, schwermütigen Volksliedern. Das ist alles, was Bulgarien für die Nationalhelden und gegen die „Befreier" tun kann.

Im Herbst 1944 zogen die deutschen „Befreier" Hals über Kopf ab und die russischen „Befreier" Hals über Kopf ein.

Die Bulgaren hatten Übung in solchen Dingen. Sie wußten, was sich schickte. Sie organisierten zu Ehren der neuen „Befreier" einen Aufstand. Partisanen kletterten behende von ihren Bergen; Kommunisten traten überraschend und mit erhobener Faust aus dem Schatten; die Regierung wurde gestürzt. So weit, so gut, wenn es dabei geblieben wäre. Es blieb aber nicht dabei. Denn die Bulgaren sind ein temperamentvolles Volk, und Revolutionen sind dazu da, daß größere Mengen von Menschen umgebracht werden. Als erste mußten die ehemaligen Minister daran glauben. Sie durften sich vorher noch die eigenen Gräber schaufeln, dann wurden sie hineingeschossen. Als das geschehen war, kamen die Faschisten an die Reihe. Eine kleine Anzahl echter Faschisten, eine größere Anzahl verdächtiger Faschisten, eine große Anzahl eventueller Faschisten und eine enorme Anzahl von Faschisten, die gar keine Faschisten waren.

Inzwischen hatten die russischen Truppen Sofia erreicht, und ein Strom olivfarbener Uniformen ergoß sich durch die Straßen. Es waren sowjetische Elitetruppen. Sie benahmen sich tadellos. Man konnte gar nichts gegen sie sagen. Aber man zitterte vor Angst.

Es wurden rote Fahnen gehißt. Lautsprecher wurden an allen Straßenecken angebracht, und aus ihnen dröhnten russische und bulgarische Märsche. Man sah also rot und olivfarben und hörte den Rhythmus marschierender Stiefel und anfeuernder Musik. In der Nacht sah man, Gott sei Dank, nichts. Dafür hörte man vereinzelte Schüsse und das Motorengeräusch von Lastwagen, die neue Opfer einsammelten und zu jenem Bestimmungsort brachten, aus dem es kein Zurück mehr gibt. Alles ging reibungslos.

Ich war mit meiner Mutter nach Sofia zurückgekehrt. Wir wohnten in einer kleinen versteckten Gasse, in der Mansarde eines dreistöckigen Häuschens. Das Häuschen drohte zusammenzubrechen, denn es war uralt. Es war nicht ganz ungefährlich, darin zu wohnen, denn die Ziegel fielen vom Dach, und die Mauern hatten Risse. Die schmale Holztreppe, die die Stockwerke miteinander verband,

war morsch, und einige Stufen hatte man mit Kreuzen versehen. Diese Stufen durfte man nicht betreten, sonst brach man durch.

Unsere Wohnung – wenn man sie überhaupt eine Wohnung nennen konnte – war womöglich in einem noch schlimmeren Zustand. Sie hatte zwei Zimmer, von denen das eine als Rumpelkammer diente. Der Raum, in dem wir hausten, war klein, niedrig und ähnelte einem Hühnerstall. Von den Wänden rieselte der Kalk, und wenn es regnete, regnete es auch in unserem Zimmer. Das Mobiliar bestand aus zwei drahtgeflochtenen Bettgestellen, einem Tisch, der ein loses Bein hatte, zwei wackeligen Stühlen, einem winzigen Schrank, dessen Tür nicht schloß, und einem Ofen, der mehr rauchte als brannte. Es gab sogar eine Küche in dem Appartement, aber der verrostete Herd funktionierte nicht mehr. Aus einem mit Grünspan bedeckten Hahn floß das Wasser spärlich. Immerhin konnten wir uns waschen. Gekocht wurde im Zimmer, auf einer kleinen, verrosteten Heizplatte. Da wir uns von weißen Bohnen ernährten, die stundenlang kochen mußten, war sie ständig in Betrieb.

Wir waren dennoch dankbar für unsere Behausung. Sie kostete fast nichts, und das war entscheidend. Unser Geld war beinahe aufgebraucht. Wir hatten noch etwas Schmuck, aber den konnte man im Moment nicht verkaufen. Meine Mutter fand zwei Schülerinnen, denen sie deutschen und französischen Unterricht gab. Aber auch das half nicht viel. Was mit mir geschehen sollte, wußten wir beide nicht. Meine Mutter überlegte, ob sie mich wieder in die Schule schicken sollte, damit ich mein Abitur mache. Aber ich weigerte mich standhaft. Ich fand es unmöglich, mich mit siebzehn Jahren wieder in eine Schulbank zu quetschen. Ich wollte eine Stellung annehmen und Geld verdienen. Aber was für eine Stellung? Ich hatte nichts gelernt.

Es waren sowieso sinnlose Überlegungen, denn die Angst meiner Mutter war zu groß, als daß sie mir erlaubt hätte, das Haus zu verlassen.

„Eine eigenartige Befreiung", sagte ich eines Tages zu ihr, „ich habe sie mir eigentlich anders vorgestellt..."

Meine Mutter rührte in dem Topf mit weißen Bohnen. „So etwas dauert immer eine gewisse Zeit... es wird bestimmt besser werden."

„Meinst du...? Bis jetzt sieht es nicht danach aus." Ich saß auf dem Bett und zog mir seufzend die Holzschuhe von den Füßen. „Früher hat es wenigstens noch ab und zu ein Stück Käse gegeben, und auf die Straße durfte ich auch..."

Ich sah ihr Gesicht, und meine Worte taten mir leid. Ihre Augen waren müde und traurig.

„Na, es wird schon werden...", sagte ich munter. Sie nickte nur.

„Wenn wir erst mal Nachricht von Papa haben, dann brauchen wir uns keine Sorgen mehr zu machen."

Seit einem halben Jahr hatten wir keinen Brief mehr von ihm bekommen. Wir wußten nicht einmal, ob er noch lebte.

„Wenn erst die Post wieder funktioniert", sagte meine Mutter, „werden wir bestimmt eine Nachricht bekommen."

„Bestimmt..."

„Eveline..."

„Ja?"

„Ich möchte dich noch um etwas bitten..."

„Ja?"

„Erwähne nicht, daß du Deutsche bist. Wenn man dich fragt, dann sage, du seiest Jüdin... weiter nichts..."

„Na ja..., früher war es genau umgekehrt."

„Evelinchen..., wir haben uns bis jetzt durchgekämpft, wir dürfen nicht aufgeben."

Ich schaute sie an. Wie klein und zerbrechlich sie war – und wie tapfer.

„Wir werden nicht aufgeben..."

•

Das Leben in Sofia wurde wieder friedlicher. Man hatte genug Menschen umgebracht, und die, die dem Tod entronnen waren, fügten sich in das neue Dasein. Diejenigen, die jetzt an die Macht gekommen waren, betonten die Menschlichkeit des neuen Regimes. Die Bevölkerung schwieg und erinnerte sich der zahllosen Leichen, die irgendwo verscharrt worden waren. Die russische Besatzung benahm sich vorbildlich. Man sah sie nur in Trupps vorbeimarschieren, unter eigentümlich monotonem Gesang und mit starr nach vorn gerichtetem Blick. Man sah sie nie betrunken. Man sah sie nie mit Mädchen. Man sah sie nie sprechen. Man sah sie nie lachen. Sie durften das alles nicht. Sie wirkten wie aufgezogen.

Ich durfte wieder allein ausgehen, aber immer nur auf kürzestem Weg zu meiner Schwester. Sie wohnte mit ihrem Mann, ihren Schwiegereltern, ihren Schwagern und Schwägerinnen in einem alten, verwahrlosten Haus. Da die Familie den Ruf hatte, profaschistisch gewesen zu sein, wagte sich keiner von ihr auf die Straße. Sie saßen Tag für Tag, Stunde um Stunde beisammen und schwelgten in den Erzählungen von Greuelmärchen. Je düsterer die Stimmung wurde, desto mehr blühten sie auf.

Bettina hatte ein kleines, blasses Gesicht bekommen und frühzeitige Falten. Sie war schlampig gekleidet, und ihre dichten, schwarzen Locken schien sie nur selten zu kämmen. Ihr Mann hatte seine Professorenstellung verloren. Er lag auf einem unordentlichen Bett und rauchte. Sie saß auf einem Stuhl und hielt das Kind in den Armen. Es war immer das gleiche Bild, und ich begann, es zu fürchten. Ich spielte mit dem kleinen Jungen, in den ich sehr vernarrt war. Ich konnte Kinder nur leiden, wenn sie hübsch waren. Und Andree war bildhübsch. Manchmal nahm ich ihn auf den Arm und ging mit ihm vor dem Haus auf und ab. Dann begleitete mich Bettina, obwohl die ganze Familie heftig protestierte.

„Warum läßt du dich so gehen?" fragte ich Bettina bei einer solchen Gelegenheit.

„Weil alles sowieso sinnlos ist!"

„Nichts ist sinnlos...", schrie ich sie an. Ich schrie wohl nur so laut, weil ich meinen eigenen Worten nicht glaubte. Sie zuckte bloß die Achseln. „Du wirst schon sehen..."

•

Im Oktober trafen ein Häuflein Engländer und ein Häuflein Amerikaner in Sofia ein. Es waren zwei klägliche Häuflein, bestehend aus etwa hundert Mann. Sie nannten sich „Militärmission". Die Bulgaren machten hoffnungsvolle Augen und warteten, was nun weiter geschähe. Es geschah nicht viel. Die Engländer und Amerikaner waren ein wenig verwundert über die balkanesischen Zustände und merkten schnell genug, daß sie auf verlorenem Posten standen. Daraufhin hielten sie es für das beste, stolze Haltung und stoische Ruhe zu bewahren und es sich im übrigen so gemütlich wie nur möglich zu machen. Sie beschlagnahmten die schönsten Villen und die besten Autos; sie tranken ungeheure Mengen Whisky; sie organisierten ununterbrochen Parties. Sie führten ein wunderbares Leben und akklimatisierten sich schnell.

Für mich war die Ankunft der Engländer und Amerikaner eine Sensation. Ich war nur noch damit beschäftigt, sie aufzuspüren und anzustarren. Aus der Ferne natürlich und mit starkem Herzklopfen. Alles an ihnen imponierte mir: die eleganten Uniformen der Offiziere; die Tatsache, daß sie keine Stiefel, sondern Halbschuhe trugen; die lässige Art, mit der sie sich bewegten; die Unbekümmertheit, mit der sie eine nur halb aufgerauchte Zigarette wegwarfen.

Ich war fest entschlossen, einen von ihnen kennenzulernen.

„Ich werde Englisch lernen", erklärte ich meiner Mutter.

„Ja, ja", sagte sie nur.

„Du wirst es sehen. In einem Monat kann ich mich verständigen. Und

→







DIE HERREN

Fortsetzung von Seite 67

dann werde ich entweder einen Engländer oder einen Amerikaner kennenlernen."

„Ach so, daher der Eifer!"

„Hältst du das etwa nicht für richtig?" fragte ich ärgerlich.

„Doch, doch."

„Hast du mir nicht immer wieder erzählt, die Engländer seien das einzige Volk, auf das man sich verlassen könne?"

„Ich meinte damit nicht gerade im Umgang mit jungen Mädchen."

„Ach, Mutti, du machst dir unnötige Sorgen ... ich bin jetzt so weit, daß ich ganz genau weiß, was ich will ..."

Ja, ich wußte es.

Ich ließ mich in einem Kurs für Englisch einschreiben. Zum erstenmal in meinem Leben lernte ich ernsthaft und fleißig. Ich machte schnelle Fortschritte. Innerhalb eines Monats war ich tatsächlich so weit, daß ich mich gut verständigen konnte. Das erste Hindernis war überwunden. Das zweite Hindernis überwand ich ebenso schnell. Irgendwoher verschaffte ich mir eine Einladung zu einer Party, die im Englisch-Bulgarischen Klub stattfand. Das dritte Hindernis war allerdings am schwersten zu überwinden. Ich hatte nichts anzuziehen.

Meine Garderobe setzte sich aus den unmöglichsten Kleidungsstücken zusammen. Kleider, aus denen ich längst herausgewachsen war; Kleider, aus blau-weiß karierter Bettwäsche und umgeänderten Nachthemden; Schuhe mit dicken Holzsohlen; Strümpfe aus glänzender Kunstseide, laufmaschenverziert. Ich saß auf meinem Bett, weinte und sagte, in einem solchen Aufzug könne ich nicht auf die Party gehen.

„Wir werden schon was finden", beruhigte mich meine Mutter und wühlte im Schrank. „Wenn dir nur meine Sachen passen würden ..."

Sie besaß noch ein paar Kleider aus der Berliner Zeit. An diese Kleider hatte ich nicht mehr gedacht. „Sie müssen mir passen ...", rief ich aufgeregt.

Meine Mutter reichte mir etwas langweiliges Blaues.

Ich schüttelte energisch den Kopf. „Das Schwarzseidene", sagte ich, „das mit den weiten Ärmeln ..."

„Du bist zu jung, um Schwarz zu tragen ..."

„Ach was ...!" Ich zerrte es aus dem Schrank. An manchen Stellen war es zu weit, an manchen zu eng. Aber alles in allem paßte es.

„Jetzt brauche ich noch deine Sandaletten mit den hohen Absätzen."

„Wie willst du denn darin laufen?"

„Das ist gar kein Problem." Ich zog sie an. Glücklicherweise waren sie vorn offen. Daß meine langen Zehen einen guten Zentimeter über den Rand des Leders hinausragten, störte mich nicht.

„So ...", sagte ich befriedigt und begann mit unsicheren Schritten auf und ab zu gehen, „und wie sehe ich jetzt aus?"

„Es ist unglaublich! Selbst in der verrücktesten Aufmachung siehst du noch hübsch aus."

Ich war zu aufgeregt um ihr die „verrückte Aufmachung" übelzunehmen. Es war die erste Party meines Lebens.

Mein erster Eindruck: dicke Rauchschwaden, erhitzte auf- und niedertauchende Gesichter und ein unbeschreiblicher Lärm.

Ich blieb in der Nähe des Eingangs stehen, zerrte an meinem Taschentuch und blinzelte verstört.

Gewiß war ich die Jüngste und die einzige, die ungeschminkt und ohne Begleitung erschienen war. Die anderen Mädchen hatten alle sehr viel Farbe im Gesicht, eine Zigarette zwischen den Lippen und ein Glas in der Hand. Viele von ihnen trugen für meine Begriffe auffallend schöne, moderne Kleider. Sie sprachen, lachten und tanzten zwanglos mit den englischen Soldaten. Sie schienen keine Scheu vor ihnen zu haben.

Die Engländer waren sehr ausgelassen und ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. In meiner Phantasie waren sie die unnahbaren, stolzen Sieger. In Wirklichkeit schienen sie eher ein Haufen übermütiger Kinder zu sein. Es war eine ausgesprochene Soldatenparty — laut und ungezwungen. Offiziere waren nicht anwesend.

Nachdem ich mir das alles eine Zeitlang mit angesehen hatte, überlegte ich, ob ich mich setzen, in einer Ecke verstecken oder nach Hause gehen sollte. Ich fühlte mich gar nicht wohl.

„Would you like to dance?"

Eines jener höheren Wesen stand vor mir. In einer schlecht sitzenden Uniform, mit einem verschwitzten, freundlichen Gesicht und großen, roten Händen. Aber das alles spielte keine Rolle. Es war ein Engländer. Meine Wangen wurden heiß, und mein Herz begann stärker zu klopfen.

Ich wollte ihm sagen, daß ich noch nie mit einem Mann getanzt hätte. Aber in der Aufregung fiel mir der Satz natürlich nicht ein. Darum sagte ich nur „yes" und hoffte fieberhaft, daß ich mich nicht zu dumm anstellen würde. Er war ein so schlechter Tänzer, daß es ganz gleichgültig war, was für Schritte ich machte. Er tanzte gegen den Takt, was mir ein unbehagliches Gefühl verursachte. Aber da er ein Engländer war, nahm ich es gern in Kauf.

Es schien ihm großes Vergnügen zu machen, mit mir zu tanzen. Er ließ mich nicht mehr los. Mindestens eine Viertelstunde lang.

Die Kapelle machte schließlich eine Pause. Er brachte mir ein bis zum Rand gefülltes Glas. Ich wußte nicht, was es war, aber es roch verdächtig nach Alkohol. „O no ...", protestierte ich.

„It's good", sagte er.

Ich nippte daran. Es schmeckte wie Arznei und gar nicht gut. Die Musik begann von neuem. Ein anderer Soldat forderte mich auf. Er war ein recht guter Tänzer, und es fiel mir nicht schwer, ihm zu folgen. Je länger ich tanzte, desto gelöster wurde ich. Ich lachte und gewann zusehends an Selbstsicherheit. Ich merkte, daß man mich beachtete. Ich wußte, daß ich den Abend nicht einsam in einer Ecke verbringen würde.

Von da an glitt ich von Arm zu Arm. Man sagte mir, daß ich ausgezeichnet tanze, daß ich wunderschöne Augen hätte, daß mein Haar wie dunkles Gold glänze. Schließlich fand ich mich selbst unwiderstehlich schön. Ich wünschte, die Party möge nie ein Ende nehmen.

Es war schon nach zehn Uhr. Ich hatte ununterbrochen getanzt. Mein Gesicht glänzte, und meine Haare hingen mir wirr in die Stirn. Die anderen Mädchen sahen aus, als kämen sie gerade aus einem Schönheitssalon; kühl, ordentlich, maskenhaft. Ich bewunderte sie und beschloß, mir wenigstens die Haare zu kämmen.

Ich kam nur bis zur Tür. Als ich die Hand auf die Klinke legte, wurde sie von außen geöffnet. Ich erhielt einen kleinen Stoß und knickte auf meinen hohen Absätzen um. Eine Hand griff hilfsbereit nach meinem Arm und hielt mich fest.

„Don't fall, beautiful ..." Es war eine tiefe, warme Stimme.

Ich schaute auf. Vor mir stand ein englischer Soldat, der so gut aussah, daß es mir den Atem verschlug.

„Himmel ...", sagte ich auf deutsch

und konnte den Blick nicht von ihm losreißen.

Er lachte und zeigte dabei zwei Reihen gleichmäßiger, weißer Zähne.

Er hielt immer noch meinen Arm: „Habe ich Ihnen weh getan?"

Ich schüttelte den Kopf. Er hatte dunkelbraune, mandelförmige Augen mit dichten, schwarzen Wimpern. Nach einer Weile merkten wir, daß wir uns ungebührlich lange und ernst in die Augen schauten.

„Wie heißen Sie?"

„Evelyn ..."

„Ich heiße Julian... Julian Whitman..."

Sechzehn Jahre alt zu sein und zum erstenmal verliebt, ist nervenaufreibend. Man verbringt die Nächte schlaflos und die Tage in einem zittrigen Zustand der Erwartung. Und immer, Tag und Nacht, begleitet einen die Angst, etwas falsch gemacht zu haben.

Julian hatte sich mit mir verabredet. Da er am nächsten Tage Dienst hatte, fiel das Rendezvous auf den übernächsten. Dazwischen lagen zwei Nächte und eineinhalb Tage. Zweiundvierzig Stunden.

Ich glaube, meine Mutter hatte sich nie zuvor so sehr nach einem eigenen Zimmer gesehnt wie in diesen qualvollen zweiundvierzig Stunden. Die erste Nacht machte sie noch Versuche, mich zur Ruhe zu bringen. Aber beim Morgengrauen wurden die Versuche immer schwächer, und um sechs Uhr früh setzte sie sich in ihren Kissen auf und sagte mit erschöpfter Stimme: „Eveline, ich werde wahnsinnig ..."

Ich hatte mich Stunde um Stunde in meinem Bett hin- und hergewälzt. Ich hatte gestöhnt und gejammert. Ich hatte gekichert und gejubelt. Ich war im Zimmer umhergegangen. Ich hatte das Fenster aufgerissen und wieder geschlossen.

„Mutti, du weißt eben nicht, wie man sich fühlt, wenn man verliebt ist!"

„So ist es, Eveline, das weißt nur du."

Ich sprang aus dem Bett und begann mit ausgebreiteten Armen und zurückgebogenem Kopf im Zimmer auf und ab zu gehen. „Es ist ein Gefühl, als ob man auf einer Schaukel sitzt und höher und höher fliegt und nicht sicher ist, ob die Stricke reißen ..."

„Das muß ja ein gräßliches Gefühl sein!"

„Himmlisch ist es ...!"

„Bitte, zieh dir deine Hausschuhe an", sagte meine Mutter, „du erkältest dich sonst."

Ihre Verständnislosigkeit verbitterte mich. Während ich von Liebe sprach, dachte sie an Hausschuhe.

Ich kroch beleidigt ins Bett zurück. „Du wirst mich nie verstehen!" Kurz darauf schlief ich ein.

Als ich erwachte, war meine Mutter verschwunden. Sie kam erst gegen Mittag wieder.

„Du hast keine Ahnung, wie phantastisch Julian aussieht ...", begrüßte ich sie.

„Gott steh mir bei!"

Sie schickte mich unter einem Vorwand zu meiner Schwester. Bettina hatte mehr Verständnis. Sie hörte aufmerksam zu und stellte genaue Fragen. Schließlich meinte sie, ich solle Julian dazu bringen, mich zu heiraten. Dieser Gedanke beschäftigte mich für den Rest des Tages.

Am Abend nahm meine Mutter Schlaftabletten und sagte, jetzt sei jeder Versuch, sie zu wecken, aussichtslos.

Ich verbrachte eine weitere unruhige Nacht und stand am Morgen mit heißem Kopf und kalten Füßen auf.

„Jetzt habe ich auch noch Fieber", jammerte ich.

Meine Mutter blieb ungerührt. „Wenn man sich so aufführt wie du, kann man auch nur Fieber bekommen!"

Je näher die Stunde des Rendezvous rückte, desto heißer wurde mein Kopf, desto kälter meine Füße.

Zwei Stunden vor der verabredeten Zeit zog ich die Kleider meiner Mutter der Reihe nach an und wieder aus. Es gab Tränen, Empörung und Ver- →

DIE HERREN

Fortsetzung von Seite 69

zweiflung, weil ich mich in keinem hübsch genug fand. Glücklicherweise stand die Zeit nicht still, und ich mußte schließlich eine Entscheidung treffen. Da wir keinen großen Spiegel hatten, blieb mir ein völliger Zusammenbruch erspart. Wir hatten uns um fünf Uhr vor dem Hotel Slavianska Besseda verabredet. Unterwegs riß mir der Strumpfhalter, und der rechte Strumpf rutschte zu meinem Entsetzen bis zum Knie. Ich flüchtete in einen Hauseingang. Als der Schaden mit Hilfe einer Sicherheitsnadel repariert war, bemerkte ich, daß ich kein Taschentuch bei mir hatte; nun quälte mich der Gedanke, in Julians Gegenwart niesen zu müssen. Ich erreichte das Slavianska Besseda in einem elenden Zustand.

Julian kam mit einer unbedeutenden Verspätung und fand ein kleines, schlotterndes Menschenbündel, das sich kraftlos gegen die Mauer des Hotels gelehnt hatte.

„Evelyn ... don't you feel well?"

„I ... I feel ... wonderful ...", stammelte ich. Ich hatte mich noch nie so schlecht und glücklich zugleich gefühlt. Er war gekommen.

Julian erklärte, wir würden in das Hotel Bulgaria zum Abendessen gehen und dort einen Freund von ihm treffen. Das war mir zuviel: noch ein Engländer; das eleganteste Hotel Sofias; und Abendessen — wo mir doch von Minute zu Minute übler wurde.

„Ich glaube ... ich kann nicht essen ... Ich habe mir den Magen verdorben ..."

„Etwas Leichtes können Sie bestimmt vertragen." Julian nahm meinen Arm.

Ich ging neben ihm her wie im Traum. Ich betrat das Hotel; ich stieg die Stufen zum Restaurant empor; ich legte den Mantel ab; ich setzte mich auf einen Stuhl. Ich tat alles gehorsam und mechanisch.

Das Restaurant war ein riesiger, hoher Raum, kalt beleuchtet und ohne jede Atmosphäre. Die großen Tische standen in Reih und Glied. Die Stühle waren ungepolstert. In der Mitte des Saales war eine Tanzfläche. Die Musiker, in speckigen, schwarzen Anzügen, spielten einen müden Tango nach dem anderen. Die Tischtücher waren fast sauber, um so schmutziger waren die Hemden der Kellner. Es war das vornehmste Lokal in Sofia. Es hatte enorme Preise und wurde nur von den Alliierten und deren Gäste besucht.

Ich blickte scheu um mich. Jahre war ich in keinem Restaurant mehr gewesen, und dieses schäbige Lokal kam mir großartig vor. Wie hätte ich all das genießen können, wenn ich nicht so sinnlos verliebt gewesen wäre.

„Dort kommt mein Freund ...", verkündete Julian.

Ich beobachtete unruhig, wie ein großer, blonder Junge auf unseren Tisch zusteuerte.

„Evelyn ... das ist Charles."

„How do you do ...", murmelte ich.

Charles hatte ein hübsches, ebenmäßiges Gesicht und ausdruckslose, blaue Augen. Neben dem lebhaften, strahlenden Julian wirkte er stumpf und ungelenk.

Ein schlecht rasierter Kellner brachte uns die Speisekarte. Ich starrte sie ungläubig an. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es all diese Gerichte geben sollte. Vorspeisen und Fleisch und Fisch und Gemüse und Eiscreme.

Wir brauchten eine gute halbe Stunde, um ein Menü zusammenzustellen.

„Und Sie wollen wirklich nur Eiscreme essen?" fragte mich Julian besorgt.

„Ja ...", sagte ich verlegen.

Ich wünschte nichts sehnlicher, als mindestens fünf Gänge essen zu kön-

nen. Ich war ausgehungert und hätte es normalerweise auch geschafft. Aber in Julians Gegenwart streikte mein Magen. Nur auf das Eis, eine lang entbehrte Lieblingsspeise, wollte ich nicht verzichten.

„Aber etwas Wein werden Sie doch trinken?"

Ich nickte. Flüssigkeit brauchte man nur zu schlucken.

Das Essen wurde für mich zur Qual: Während Julian und Charles mit größtem Appetit all die Köstlichkeiten in sich hineinschaufelten, von denen ich seit Jahren träumte, versuchte ich, nicht auf ihre Teller zu sehen. Ich führte wütende Selbstgespräche mit meinem rebellischen Magen. Ich trank ein Glas von dem schweren, roten Wein und überlegte, weshalb die Gesichter der beiden Engländer plötzlich so undeutlich wurden. Ich sprach jetzt mehr und fließender als zuvor und stellte mit Genugtuung fest, daß Julian gar nicht mehr aus dem Lachen herauskam. Selbst Charles schien sich zu amüsieren, und ich schloß daraus, daß ich sehr unterhaltsam sein müsse. Nach dem zweiten Glas beruhigten sich meine Magennerven, dafür hatte ich Schwierigkeiten mit meinem Kopf, der an Gewicht und Größe immer mehr zuzunehmen schien. Schließlich kam mit dem Nachtisch der Herren auch mein Eis. Es sah herrlich aus, aber es reizte mich überhaupt nicht mehr. Da allerdings stieg in mir der unangenehme Verdacht auf, ich müsse wohl betrunken sein.

Ich legte den Löffel, den ich schon halb zum Munde geführt hatte, wieder hin und überlegte angestrengt, was im Falle der Trunkenheit zu tun sei. Ich erinnerte mich, daß man unbedingt Haltung bewahren müsse. Also setzte ich mich kerzengerade auf, legte die Hände manierlich auf den Tisch und schaute starren Blickes vor mich hin. Julian sah mich ein wenig ängstlich an.

„Fehlt Ihnen was?"

„Ja", sagte ich, denn der Alkohol war stärker als mein Vorhaben, Haltung zu bewahren, „ich bin betrunken."

Diese Feststellung schien Julian nicht im geringsten zu überraschen. Er nickte nur ernsthaft mit dem Kopf, winkte den Kellner herbei und bezahlte.

„Ich werde Sie nach Hause bringen", sagte er, „die Luft wird Ihnen guttun."

Ich wandte meine ganze Selbstbeherrschung auf, um so gerade wie möglich das Restaurant zu verlassen. Julian blieb dicht an meiner Seite, um mich im Notfall aufzufangen. Die Luft tat mir gar nicht wohl. Jetzt begann sich erst recht alles vor meinen Augen zu drehen.

„Das mit dem Gehen wird nicht ganz klappen." Er hielt ein Taxi an und schob mich behutsam in den Wagen.

„Wo wohnen Sie?"

„Ulitza Murgasch . . .", murmelte ich und war froh, den Namen der Straße nicht vergessen zu haben.

Wir fuhren. Julian warf ab und zu einen beunruhigten Blick in meine Richtung. Ich hätte gern geweint vor Scham und Verzweiflung, aber ich konnte nicht. Was hatte ich aus diesem ersten, heiß ersehnten Rendezvous gemacht?

„Nehmen Sie es nicht tragisch, jeder kann mal einen Schwips haben."

Das kann man kaum noch einen Schwips nennen, dachte ich angeekelt.

Das Auto hielt. „Darf ich Sie übermorgen sehen?" fragte Julian.

„Wie bitte . . .?" Es war gar nicht anders möglich – ich hatte mich verhört.

„Ob ich Sie übermorgen sehen darf?"

„O ja . . ."

„Am selben Ort, zur selben Zeit wie heute."

„O ja . . ."

Fortsetzung im nächsten stern

die sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 29. APRIL BIS 5. MAI 1962

Rußland könnte durch seine Initiative Amerika gehörig aus dem Konzept bringen. Die Woche nimmt unter Umständen aber auch für Westeuropa und die mittelamerikanischen Länder einen unruhigen Verlauf. Kritisch ist der 28./29. IV. für den Vorderen Orient. Um den 1. V. könnten die Machthaber in Mitteldeutschland ihre Bestrebungen mächtig gefördert sehen. Auch in dieser Woche fehlt der Weltpolitik eben die große ethische Linie. Die Folgen gefährlicher technischer Experimente bekommt die Menschheit vielleicht am 4./5. V. zu spüren.

STEINBOCK

22.–31. Dezember Geborene: Die Tage, in denen es für Sie besonders kritisch werden könnte, sind vorüber. Jeder Situationsveränderung dürfen Sie ohne Furcht begegnen. Der 2./3. V. hat Ihnen geschäftlich und finanziell viel zu bieten.
1.–9. Januar Geborene: Sie sorgen für Gesprächsstoff. Auf jeden Fall sollte Ihr eindeutiges Verhalten das Zustandekommen von Gerüchten verhindern. Am 1./2. V. müssen Sie sich überlegen, in wessen Begleitung Sie sich zeigen wollen.
10.–20. Januar Geborene: Wenn es Auseinandersetzungen gegeben hat, so wird eine friedliche Regelung nicht länger auf sich warten lassen. Am 3./4. V. sollten Sie sich nicht mit Teilerfolgen begnügen. Gehen Sie getrost aufs Ganze.

WASSERMANN

21.–29. Januar Geborene: Es hat Aufregungen gegeben, die noch nicht ganz abgeklungen sind. Versuchen Sie, Ihre negative Einstellung anderen Menschen gegenüber abzulegen. Sie reiben sich sonst selbst auf. Am 4./5. V. fällt eine Schranke.
30. Januar bis 8. Februar Geborene: Wenn man es genau besieht, geht es Ihnen gar nicht so schlecht. Die scheinbaren Erfolge Ihrer Kollegen sollten Sie nicht blenden. Nicht alles, was glänzt, ist Gold. Am 5. V. werden Sie eine Sorge los.
9.–18. Februar Geborene: Im Augenblick können Sie nicht von Ihren früheren Erfolgen zehren. Ihr Ansehen steigt erst wieder im gewünschten Maß, wenn Sie mit neuen Leistungen aufwarten. Am 1./2. V. haben Sie weibliche Fürsprecher.

FISCHE

19.–27. Februar Geborene: Wenn Sie in den nächsten Tagen wirklich alles schaffen, was Sie sich vorgenommen haben, kann man Sie nur beglückwünschen. Lassen Sie es am 4./5. V. nicht bei einem Anlauf bewenden. Ihr voller Einsatz ist nötig.
28. Februar bis 9. März Geborene: Ihre Nervosität und Gehemmtheit scheint tiefere Ursachen zu haben. Überprüfen Sie in ruhigen Minuten einmal Ihre mitmenschlichen Beziehungen. Vielleicht geht Ihnen dann am 30. IV. endlich ein Licht auf.
10.–20. März Geborene: Mit dem zu Ende gehenden Monat können Sie zufrieden sein. Wenn nicht Ihre leichte Hand in Gelddingen viel verdirbt, werden Sie Mitte Mai einen entscheidenden Schritt tun können. Der 3. V. bringt Hinweise.

WIDDER

21.–30. März Geborene: Den richtigen Dreh haben Sie jetzt gefunden. Es wäre jammerschade, wenn Sie Ihre Kenntnisse brachliegen ließen. Ein sehnlicher Wunsch kann am 30. IV. oder 1. V. durch Eingreifen des Partners in Erfüllung gehen.
31. März bis 9. April Geborene: Zur Zeit ist es günstig, daß andere Ihre Fähigkeiten höher einschätzen als Sie selbst. Der Versuchung, sich um Entscheidungen zu drücken, wird man Sie nicht erliegen lassen. Am 5./6. V. sind Sie in Fahrt.
10.–20. April Geborene: Sie verstehen es, sich ungewöhnlichen Situationen mit Geschick anzupassen. So hat Ihnen auch die nächste Woche Erfreuliches zu bieten. Lesen Sie am 1./2. V. schriftliche Mitteilungen mit großer Aufmerksamkeit.

STIER

21.–23. April Geborene: Ihre Anregungen sind offenbar in Vergessenheit geraten. Scheuen Sie sich nicht, sich noch einmal in Erinnerung zu bringen. Am 2./3. V. hört man Sie an, ohne zu widersprechen. Ein Grund zur Hoffnung.
30. April bis 10. Mai Geborene: Dinge, die Sie im stillen ausführen, gelingen momentan besser, als alles, was Sie mit viel Aufwand tun. Anerkennung kommt am 29./30. IV. von den Menschen, die wirklich etwas zu sagen haben.
11.–21. Mai Geborene: Wenn andere Ihre Arbeit auch durchaus positiv beurteilen, sollten Sie selbst doch strenge Maßstäbe anlegen. Am 4./5. V. könnte es für den ein unangenehmes Erwachen geben, der bisher in Illusionen lebte.

ZWILLINGE

22.–31. Mai Geborene: Richten Sie Ihr Verhalten sehr nach dem Urteil Ihrer Mitmenschen aus? Eine kleine Enttäuschung dürfte Ihnen dann kaum erspart bleiben. Am 4./5. V. hält man es für einen schönen Zug, wenn Sie Ihre Fehler zugeben.
1.–9. Juni Geborene: Eine günstige Strömung trägt Sie empor. Der Ärger, den Sie in der Liebe hatten, wird rasch vergessen. Am 5./6. V. trifft Sie ein vielsagender Blick. Eine Andeutung Ihrer Wünsche genügt, um Ihnen entgegenzukommen.
10.–20. Juni Geborene: Was Sie speziell interessiert, kommt in dieser Woche nicht zur Sprache. Haben Sie es mit Verwaltungsinstanzen zu tun, so ist Geduld vonnöten. Auf vorschnelle Nachfragen würde man am 30. IV. empfindlich reagieren.

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Für Sie gibt es ein Ärgernis weniger. Das sollten Sie anerkennen und nicht weiter an allem etwas aussetzen. Am 2./3. V. löst man ein Versprechen bei Ihnen ein. Vorsicht vor Erkältungen.
2.–11. Juli Geborene: Bemühen Sie sich nicht, weitere Leistungssteigerungen zu erzielen. Mit dem augenblicklichen Stand der Dinge können Sie vollauf zufrieden sein. Auch auf Sondereinnahmen sind Sie am 3./4. V. nicht angewiesen.
12.–22. Juli Geborene: Vergessen Sie über der Fülle der kleinen Chancen, die sich bieten, nicht Ihr eigentliches Anliegen. Ihre finanzielle Basis ist gut. Schließen Sie die Möglichkeit einer Ortsveränderung nicht aus.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Für alle verliebten jungen Menschen gestalten sich diese Tage besonders harmonisch. Ein Erlebnis oder ein gelöstes Problem bringt gehörigen Auftrieb. Am 5./6. V. bietet das kulturelle Leben etwas.
3.–12. August Geborene: Ihre Brieftasche ist jetzt Ihr wundester Punkt. Die Überlegung, worauf Sie notfalls verzichten könnten, sollte nicht länger hinausgeschoben werden. Der 3./4. V. deutet auf eine Besserung des Befindens hin.
13.–23. August Geborene: Manchmal wäre es wichtig, daß Sie etwas spielerischer an Ihre Aufgaben herangingen. Ehrgeiz an der falschen Stelle läßt Sie oft verkrampft erscheinen. Am 1./2. V. schätzt man Ihren guten Geschmack besonders.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Machen Sie sich über die Bedeutung von gesellschaftlichen Ereignissen keine falsche Vorstellung. Am 4./5. V. schadet es nichts, wenn Sie abwesend sind. Ein Abend zu zweit kann Ihnen mehr geben.
3.–12. September Geborene: Seien Sie nicht zu freigiebig mit Ihren Ratschlägen, wenn Sie die Rezepte noch nicht selbst ausprobiert haben. Einen Mißerfolg möchte man Ihnen gern in die Schuhe schieben. Schweigen ist am 3. V. vorteilhafter.
13.–23. September Geborene: Sie haben es mit Leuten zu tun, die nicht vor Intrigen zurückschrecken. Lassen Sie sich nicht auf ein unerwünschtes Gleis abdrängen. Schaffen Sie am 29./30. IV. Tatsachen, um aller Opposition zuvorzukommen.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Erst in einer Gemeinschaft kommen Sie so richtig zur Entfaltung. Am 29./30. IV. sind sogar Zweifler überzeugt, daß Ihr Aufstieg rechtmäßig geschieht. Größere Unternehmungen gelingen reibungslos.
3.–12. Oktober Geborene: Sie sollten sich wenigstens Zeit zu der Überlegung nehmen, wofür Sie Zeit haben. Dann vermeiden Sie, zuviel zu planen und sich dann über das Nichterreichte zu ärgern. Eine Begegnung am 1./2. V. ist fruchtbar.
13.–23. Oktober Geborene: Ihre Aufgeschlossenheit für Nöte Ihrer Freunde und Kollegen hat Ihnen viel Sympathie eingetragen. So brauchen Sie Ihren eigenen Verdruß jetzt auch nicht in sich hineinzufressen. Weichen Sie einem Gespräch nicht aus.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Lassen Sie sich nichts abhandeln. Man wird auf Ihre Forderungen eingehen, wenn Sie fest bleiben. Die Zeit arbeitet für Sie. Am 2./3. V. müssen Sie nicht lange auf eine positive Antwort warten.
3.–11. November Geborene: Es kann sein, daß man Ihnen nicht die Zusicherung gibt, die Sie gewünscht haben. Lassen Sie sich das nicht anmerken. Schlagfertigkeit bringt Ihnen einen Pluspunkt ein. Am 29./30. IV. müssen Sie für Schwung sorgen.
12.–22. November Geborene: Ihre Laune wird sich bessern, sobald Sie nicht mehr in Zeitdruck sind. Machen Sie das Ihren Kritikern klar. Am 30. IV. können Sie allmählich anfangen, an Ihr Privatleben, Ihre Freunde und Hobbys zu denken.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Haben Sie etwa Angst vor der eigenen Courage? Gerade Ihr Mut gab Ihren Vorgesetzten Anlaß zur Bewunderung. Bleiben Sie am 1./2. V. bei Ihrem Wort. Es besteht überhaupt nicht die Gefahr, sich zu blamieren.
2.–11. Dezember Geborene: In Ihrem Auftreten läßt sich schon ablesen, daß es Ihnen wieder gutgeht. Halten Sie sich dennoch nicht für unwiderstehlich. Am 29./30. IV. wird ein Vorschlag nicht das Echo finden, das Sie erwartet haben.
12.–21. Dezember Geborene: Sie könnten sich ruhigen Gewissens etwas mehr zutrauen. Ihrer Karriere steht im Moment nur Ihre eigene Unsicherheit entgegen. Vielleicht geben Sie noch in diesem Monat ein paar eingewurzelte Ansichten auf.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER
GEBOREN ZWISCHEN 29. APRIL UND 5. MAI 1962

Die Kinder, die in dieser Woche geboren werden, sind tatkräftige Menschen voll eigener Ideen. Allerdings mangelt es manchen von ihnen an Geduld und Ausdauer. Überragende berufliche Erfolge winken ihnen erst, wenn sie sich selbst ein Lebensziel gesetzt haben. Besonders ausgeprägt ist ihre technische Begabung. Eine Tätigkeit in der Industrie scheint für viele das Gegebene. Als sportlichen Typen fällt ihnen auch körperliche Arbeit leicht. Die Mädchen sind aufgeschlossen und anpassungsfähig. In Gesellschaften zeigen sie sich besonders gewandt.

ALFRED

„Passen Sie mal gefälligst auf Ihre Blumen besser auf, daß sie nicht die Straßenreinigung behindern!"

Wie kann man nur so giftig sein, wenn es endlich Frühling wird! Andere lassen sich durch solche Frühlingsboten zu Urlaubsplänen anregen. Ein Zelt sollte man beispielsweise noch haben. Sie haben doch eins? Wenn nicht, dann lassen Sie sich von unserem Anzeigenteil beraten.



S 8 06 F

„Vielen Dank, Mutti!“ - Ihr zu Ehren haben sich heute alle so fein gemacht. Wie festlich wirkt dieses strahlende Weiß! Es zeigt so deutlich, wie sehr Mutti auf gute Pflege bedacht ist.

Wieviel schöner ist ein Weiß, das strahlt ...

...ein Weiß, dem man die Pflege ansieht!



stern motor

Mannheim verzichtet auf Radarfallen

Anfang Mai kann man den Ford-Taunus 17 M TS auf Wunsch auch mit **Scheibenbremsen** an den Vorderrädern kaufen. Die Ford-Werke haben diese Verbesserung in aller Stille eingeführt. Kostenpunkt: 150 Mark mehr ● Von den 52 000 **Parkuhren** im New Yorker Stadtgebiet sind ständig rund 12 000 außer Betrieb, weil sie von Dieben aufgebrochen werden. Dadurch geht der Stadtverwaltung die Hälfte der Parkgebühren verloren ● In Mannheim gibt es keine **„Radarfallen"** für Kraftfahrer mehr. 400 Meter vor Beginn jeder Kontrollstelle wird immer ein Schild stehen mit der Aufschrift: „Achtung – Radarkontrolle". Die Polizei verspricht sich davon „große erzieherische Wirkung" ● Der Bundesgerichtshof fällte ein interessantes **Urteil:** Wer zu langsam fährt, behindert andere Kraftfahrer mehr als unvermeidbar ● Im Mai bringt **Peugeot** den 404 mit Einspritzmotor auf den Markt. Tester der Zeitung „Paris-Presse" fuhren den Wagen und fanden heraus, daß er bei einer Spitzengeschwindigkeit von 164 km/st um rund 20 km/st schneller ist, aber 15 Prozent weniger Benzin verbraucht als sein Bruder mit Vergasermotor. Dafür kostet er 1120 Mark mehr ● Donald Campbell, der 1960 bei dem Versuch scheiterte, einen neuen **Weltrekord** für Landfahrzeuge aufzustellen, gibt nicht auf. Er will mit seinem Super-Rennwagen, dem „Bluebird", Ende Mai in Australien einen neuen Start wagen. Den letzten Rekord stellte John Cobb 1947 mit 634 km/st auf.



Patent eines radelnden Engländers: Dieser Radfahrer ist nachts noch auf 400 Meter Entfernung zu sehen. Eine am Gepäckträger befestigte Lampe leuchtet seinen Rücken weithin sichtbar an



Selbst Amerikaner können von diesem Wagen nur träumen. Es gibt ihn nämlich bisher nur als Prototyp, der zeigen soll, wie ein Sportwagen der Zukunft aussehen könnte. Im Gegensatz zu anderen „Zukunftsautos" kann der „Cougar 406" immerhin schon fahren: bis zu 220 Kilometer in der Stunde. Die Kraft dazu liefert ein „Thunderbird"-Achtzylinder-Motor von 385 PS. Die nach oben zu öffnenden Flügeltüren, denen die amerikanischen Konstrukteure offenbar gute Zukunftsaussichten einräumen, gab es freilich schon bei dem alten Mercedes-Sportwagen 300 SL

Ein neues Gesicht auf Europas Straßen: Die englischen Ford-Werke haben ein neues Modell ihres Sechszylinder-Typs „Zodiac" herausgebracht, mit amerikanisch inspiriertem Kühlergrill und modernen Doppelscheinwerfern. Der „Zodiac" entspricht in der Größe ungefähr dem Opel „Kapitän". Er hat 2553 ccm Hubraum und 110 PS. Spitzengeschwindigkeit: 165 km/st. Auf Wunsch gibt es neben dem normalen Viergang-getriebe je eine Ausführung mit Schnellgang und Getriebeautomatik. – Die deutsche Ford-Filiale in Köln hat bisher noch keinen Vorstoß in die gehobene Preisklasse unternommen. Es sieht so aus, als ob nun der große englische Ford auf dem deutschen Markt den Konkurrenzkampf gegen Opels erfolgreichen „Kapitän" aufnehmen soll





„Auf was die Zubehörindustrie nicht kommt"



PETER HEIM

Die Wolken haben kein Haus



Der Junge saß inmitten seiner verstreuten Melonen auf der Straße. Ihm schien nichts passiert zu sein

Karl Beckmann, der sich nach dem Kriege eine Existenz in Peru aufgebaut und sie wieder verloren hat, verdankt sein Leben einer Frau. Es ist Tereza Avila de Torre, eine Verwandte seines Todfeindes, des jungen Diktators Robles. Beckmann, dessen Frau Julia von Robles-Anhängern während der Revolutionswirren in Peru ermordet wurde, und der seit diesem Augenblick nur von dem Gedanken besessen ist, sich an Robles zu rächen, wird nach einem mißglückten Putschversuch, an dem er als Agent des amerikanischen Geheimdienstes CIA beteiligt war, von Tereza, der Leiterin einer Cooperativa, gefangengenommen. Aber die schöne Peruanerin verhilft ihm auch zur Flucht. Nun ist er in Sicherheit. Doch seine Gedanken gehen zurück zu Tereza, die er liebt. Sein Entschluß, seine Tätigkeit als Agent zu quittieren, wird von dem Chef des CIA, Ridge Roberts, nicht akzeptiert. Als Beckmann sich weigert, zu ihm zu kommen, wird er in seinem Hotelzimmer zusammengeschlagen.

Der Roman eines Mannes, der die Rache suchte und die Liebe fand

Beckmann öffnete die Augen. Weiße, verschwimmende Fläche. Davor ein Schatten. Der Schatten hellte sich auf. Ein Mann wuchs daraus, ein Mann in einer kurzen weißen Jacke. Der Mann sprach. Seine Stimme war angenehm.

„Na, wie geht's jetzt?"

Wie es geht? Die Lippen sind trocken. Und dann das Pulsieren im Schädel . . .

„Ausgeschlafen?"

Ausgeschlafen? Möglich. Nur die Kopfschmerzen und dieser hundsgemeine, bittere Geschmack im Mund.

„Ich bin Doktor McCuire. Mußte mich ein bißchen um Sie kümmern. Na ja, wird bald nicht mehr notwendig sein."

Beckmann fixierte die Uhr am behaarten Handgelenk des Mannes. Eine amerikanische Militäruhr. Die Uhr zeigte halb elf. Langsam begann er zu begreifen, was er sah: Das freundliche lange Gesicht mit der randlosen Brille. Einen Stuhl und einen Tisch im Hintergrund.

„Sie haben sich ordentlich erholt. Den Verband brauchen wir auch nicht mehr lange."

Der Arzt setzte sich, das Bett gab unter seinem Gewicht nach. Er fühlte nach Beckmanns Puls. „Würden Sie jetzt bitte mal das Hemd aufmachen? So. Danke."

Die fremde, kühle Berührung eines Stethoskops.

„Tief atmen. – Luft anhalten. – Wissen Sie, wie lange Sie geschlafen haben?"

„Keine Ahnung." Beckmann räusperte seine Stimme frei. „Die ganze Nacht?"

„Achtundvierzig Stunden. Ist Ihnen gut bekommen. Nach diesem

→

Die Wolken haben kein Haus

Malheur haben wir Ihnen ein paar kräftige Sedative gegeben."

Malheur? Welches Malheur . . .

„Sie haben ja allerhand hinter sich", lächelte McCuire. „Ist kein Wunder, wenn dabei das Nervenkostüm etwas dünn wird. Das beste wäre, Sie würden einfach weiterpennen. Aber das geht leider nicht. Mr. Roberts hat sich heute nachmittag angekündigt."

Ridge Roberts! Beckmann stemmte sich hoch. „Haben Sie vielleicht eine Tasse Kaffee?"

„Auch das. Ein ganzes Frühstück von mir aus." Der Arzt stand auf und lächelte zu ihm hinunter.

Beckmann fühlte nach seinem Schädel. Dort, wo der Puls pochte, spürte er die Pflasterstreifen eines Kopfverbandes.

„Kommt weg", sagte der freundliche Doktor McCuire. „Eine Platzwunde. Mußte genäht werden. Nicht weiter schlimm." Der Arzt reichte Beckmann einen Schlafrock aus dünnem, blauem Popeline. Auf den linken Ärmelaufschlag waren die Buchstaben in rotem Garn gestickt „Army Hospital Panama". Der Stoff roch nach einem parfümierten Desinfektionsmittel.

Als sie den Gang betraten, Beckmann noch auf den Arm Doktor McCuires gestützt, erhob sich ein Militärpolizist von seinem Schemel und grüßte.

●

Ridge Roberts kam nicht. Auch in den zwei darauffolgenden Tagen ließ der CIA-Chef auf sich warten. Statt dessen erhielt Beckmann den Befehl, einen genauen Bericht über die Situation in Peru und den militärischen Verlauf des mißglückten Putsches des Generals Orosco abzufassen. Beckmann lieh sich eine Schreibmaschine und schrieb die halbe Nacht. Als er sich schließlich um vier Uhr früh erschöpft und mit leerem Schädel ins Bett legte, hatte er das Gefühl, eine gute und saubere Arbeit geleistet zu haben. Er hatte sich alles von der Seele geschrieben. Es würde Scherereien geben wegen des Berichts. Darüber war er sich im klaren. Aber war das noch wichtig? Wichtig war, daß er gesagt hatte, was es zu sagen gab.

Am nächsten Nachmittag um vier Uhr meldete sich ein CIA-Fahrer bei ihm. Der Wagen brachte ihn in das große flache Haus oberhalb der Schleusenanlage Miraflores. Beckmann mußte dort warten. Die Wache telefonierte, und er sah durch das Fenster eine Gruppe braungebrannter Männer in olivgrünen Uniformen einen Lastwagen besteigen. Sie sprachen spanisch. Beckmann kannte den Akzent. Peruaner! Er spürte, wie die Spannung in ihm wuchs. Also doch, sagte er sich, dann stimmt das tatsächlich . . .

Eine Ordonnanz erschien und führte ihn durch lange Korridore in ein Wartezimmer. „Einen Augenblick noch. Mr. Roberts wird sofort Zeit für Sie haben."

Beckmann setzte sich in einen der Korbstühle. Durch die Wände hörte er das Rasseln von Fernschreibern, das Schrillen der Telefone, die gedämpften Stimmen von Männern.

Das ganze Haus war von einer zitternden Aktivität erfüllt. Beckmann kannte das Haus. Sie hatten die City-Zentrale in den letzten Monaten ge-

waltig vergrößert. Die ganze Umgebung war von Posten abgesperrt. Passierscheine wurden bereits an den Zufahrtsstraßen verlangt. Miraflores gehörte zur Kanalzone von Panama, war also amerikanisches Territorium. Aber daß man hier so unverhohlen den neuen Schlag gegen Robles, die Invasion Perus vorbereitete, wunderte ihn doch. Entweder fühlten sie sich so stark, oder es war die pure Verzweiflung. Auf alle Fälle: Hier war etwas am Kochen. Es würde bald losgehen, sie mußten in Peru eingreifen, wenn die Revolution nicht halb Südamerika erfassen sollte.

„Bitte." Ein Mann stand an der Tür. „Wenn Sie jetzt mitkommen wollen."

Roberts saß hinter seinem Schreibtisch, den schweren rötlichen Schädel über einen Wust von Papieren gesenkt. „Morgen Karl." Er winkte mit der Hand. „Na endlich. Was macht Ihre Rübe?"

„Ich hab' sie noch."

„Die Hauptsache", Roberts lachte. „Ich kann mir auch keinen vorstellen, der besser darauf aufpaßt. Vollkommen mit den Nerven 'runter, was?"

Beckmann gab keine Antwort.

„Ich hätte nie gedacht, daß ausgerechnet Sie so durchdrehen."

Da hast du ihn wieder, dachte Beckmann, den guten jovialen Ridge Roberts, der dich damals in Miami diesem Job kann man nicht aussteigen. So einfach ist das nicht. Die CIA könnte – theoretisch gesprochen – jetzt mit Ihnen anfangen, was sie wollte. Sie könnte Ihnen Erholung verordnen, sie könnte Sie genausogut wieder in den Einsatz schicken. Sie könnte aber auch . . ."

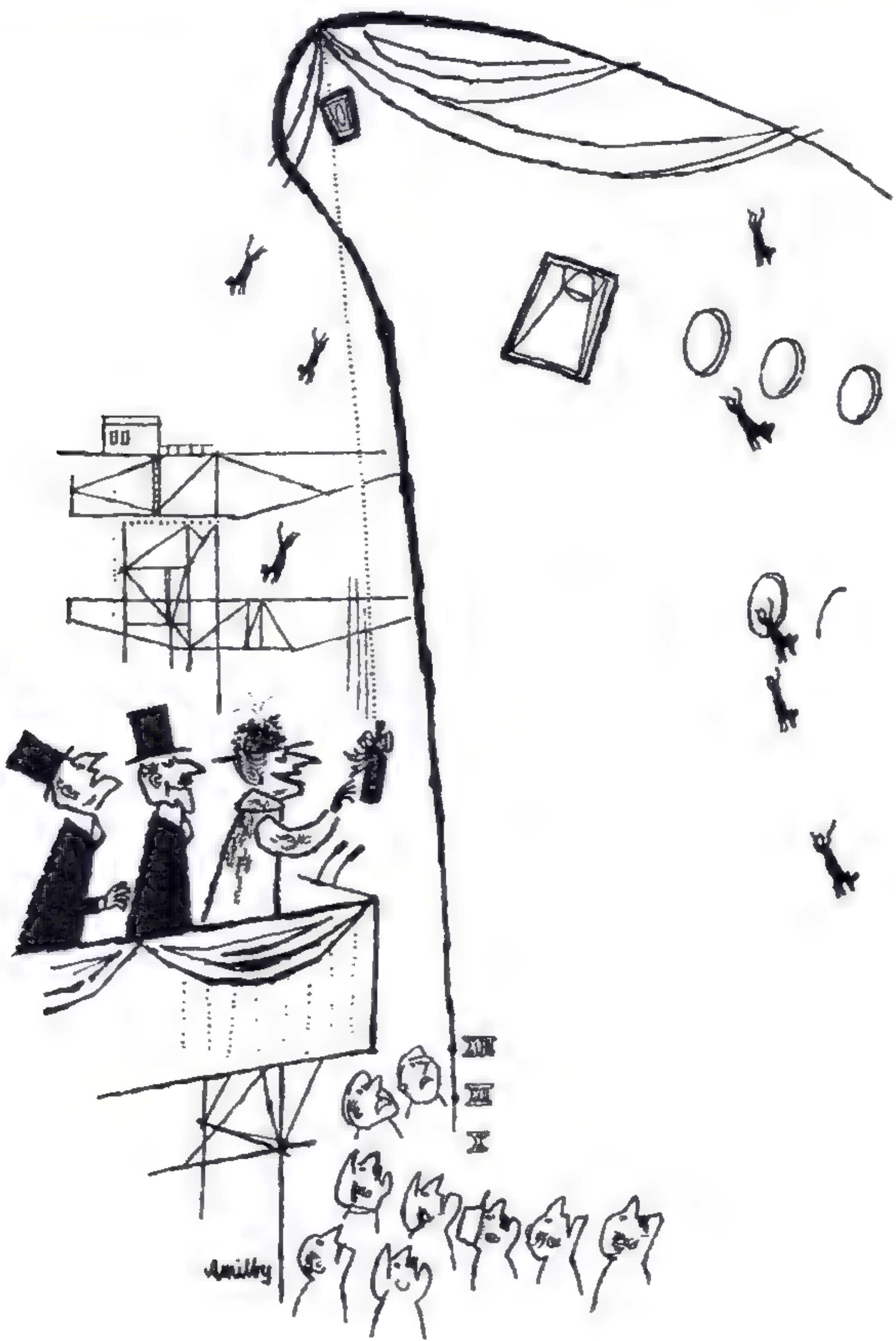
„Ja?"

„Nun, sie könnte Sie auch, nennen wir es mal ‚internieren'. Als Geheimnisträger. Im jetzigen Zeitpunkt, und nachdem, was Sie in Ihrem Bericht schreiben, eine sehr logische und sehr verständliche Entscheidung, finden Sie nicht?"

Es war ganz still geworden. Der kühle Strom der Klimaanlage zerfaserte den Rauch von Beckmanns Zigarette.

„Sie würden mich internieren? Warum? Weil ich mit Ihrem General Orosco nicht einverstanden bin?" Er sprach leise und ohne jede Erbitterung. Er hatte eine merkwürdige, objektive Distanz zu diesem Gespräch, zu dieser Situation. „Deshalb, Mr. Roberts? Weil ich die amerikanische Politik ein bißchen kritisiere, weil ich gewagt habe, zu zeigen, wie weit ihr gekommen seid mit eurer grenzenlosen Begabung, immer auf das falsche Pferd, den falschen Mann, die falsche Karte zu setzen?"

Roberts winkte ab. „Regen Sie sich nicht schon wieder auf, Karl."



geschliffen hat; der dir Maos Guerilla-Taktik mit rüden Witzen beibrachte; dessen souveräne Intelligenz du immer bewundert hast, weil du spürtest, daß dahinter der eiskalte Wille eines einsamen Mannes stand. Sei vorsichtig, dachte er, sei bloß vorsichtig!

„Haben Sie meinen Bericht gelesen?"

„Und ob!" sagte Roberts.

„Und?"

„Den Bericht wollen wir doch nicht ernst nehmen, Karl, den wollen wir schleunigst wieder vergessen."

„Das ist Ihre Sache. Ich jedenfalls stehe dazu."

„Zu was stehen Sie, Karl? Besser: Wo stehen Sie?" Roberts langte aus dem großen Steintopf auf seinem Schreibtisch seine Pfeife heraus. Er drehte sie auf und begann, sie mit einer aufgehobenen Büroklammer umständlich zu säubern. „Zu was stehen Sie, Karl?" wiederholte er. „Etwa dazu, daß Sie mir kündigen wollen?"

„Auch."

„Lieber Freund, ich habe Ihnen das bereits am Telefon gesagt: Sie machen sich lächerlich. Sie haben Ihre Verpflichtung unterschrieben. Aus

„Ich reg' mich nicht auf. Ich stelle nur Tatsachen fest."

„Begreifen Sie endlich, Karl. Was Sie hier so von sich geben, ist ziemlich happig. Aber bitte, wir lassen uns einiges gefallen. Mein russischer Kollege würde wahrscheinlich anders handeln." Er rückte sich die Brille zurecht. „Manchmal könnte man von den Russen was lernen."

„Zum Beispiel?" fragte Beckmann und fühlte, wie die Spannung ihm unter die Haut kroch.

„Darin zum Beispiel, daß sie den Zweck verabsolutieren, daß ihnen zum Erreichen dieses Zwecks jedes Mittel recht ist."

„Welches Mittel wäre ihnen im Falle Beckmann recht?"

„Reden wir nicht davon", lächelte Roberts. „Jetzt denke ich an den Fall Orosco. Wahrscheinlich kann man beide Fälle miteinander verbinden."

„Und wie?"

„Nun, das ist recht einfach, Karl. Sehen Sie mal, da gibt's also den Herrn General Francisco Orosco. Ein schöner Mann, ein schneidiger General, denn er hat ja sogar mal die schrecklichen Ekuadorianer in die Flucht geschlagen. Und das Volk kennt

→

Die Wolken haben kein Haus

ihn, die peruanische Armee kennt ihn, er ist nicht umsonst Nationalheld. – Machen Sie nicht solch ein Poker-Gesicht, Karl!"

„Ich mach überhaupt kein Gesicht", sagte Beckmann.

„Vielleicht täusche ich mich", lächelte Roberts. „Unser wackerer General will also gegen Robles putschen. Wir erfahren davon und schicken ihm einen unserer bewährtesten Leute zu Hilfe, einen Mann, der noch eine ganz private Rechnung mit dem Diktator Robles zu begleichen hat. – Was macht eigentlich Ihre private Rechnung, Karl?"

Beckmann spürte, wie die Wut in ihm hochkam. Er beherrschte sich. „Sie wollten mir eine Geschichte erzählen, Mr. Roberts."

„Ganz recht. Unser Agent hilft, die Sache zu organisieren, übernimmt den Waffenschmuggel, wird unser Verbindungsmann bei Orosco. Der General schlägt los, und die Sache geht schief. Wir holen den General heraus, denn wir brauchen ihn schließlich noch. Unsere Rechnung mit Robles steht ja auch noch offen, wir haben neue Pläne, gewaltige Pläne ..."

„Soll ich die Geschichte zu Ende erzählen?" fragte Beckmann. „Der CIA-Chef Roberts holt seinen General



Orosco mit einem Zerstörer nach Panama."

„Es war ein U-Boot, Karl."

„Mit einem U-Boot nach Panama, denn der CIA-Chef Roberts hat stets nur auf eine einzige Karte gesetzt. Auf einen Mann – den General Orosco. Mit diesem Orosco will er Peru erobern und Robles zum Teufel jagen. Orosco darf eine Exilregierung bilden, ja, er bekommt eine Armee, Emigranten, Abenteurer, was weiß ich, die man gerade auf bewährte Weise in der Kanalzone ausbildet."

„Woher wissen Sie das?"

„Woher ich das weiß? Fragen Sie lieber, wer das noch nicht weiß, Mr. Roberts. Die mittelamerikanischen Spatzen pfeifen es von den Dächern."

Roberts lächelte und lehnte sich zurück. „Eine hübsche Geschichte!"

„Ja", sagte Beckmann, „eine hübsche Geschichte. Und nun kommt der CIA-Mann Beckmann, Pardon, die Nummer P 624 zurück und sagt, daß mit diesem Orosco, auf den die Amerikaner ihren ganzen Plan aufgebaut haben, etwas faul sei. Daß er ein Feigling sei, eine aufgeblasene Null, ein Verräter an seinen Leuten und an der Sache."

„Einen Dilettanten haben Sie ihn auch genannt", lächelte Roberts. „Das ist eigentlich das Schlimmste in Ihrem Bericht. Einen Dilettanten hätten Sie ihn nicht nennen sollen. – Wollen Sie einen Whisky?"

„Danke." Beckmann fühlte sich erschöpft und ernüchtert.

„Sagen Sie mal, Karl, woher kommt eigentlich Ihr Haß auf Orosco?"

„Woher?" Beckmann lachte bitter. „Ich habe ihn aus der Nähe erlebt, Mr. Roberts. Ganz aus der Nähe ... In der Nacht nach der Niederlage bei Orango. Er ist abgehauen, der Hund, einfach verduftet, als die Sache schief ging."

„Warum habt ihr ihn nicht umgelegt?"

„Umgelegt? Wir haben's ja nicht gesehen. Er sagte, er muß mal 'raus ... Der Cobarde. Und dann war er weg. Es gab nur noch seine Uniform. Die lag als dreckiges Bündel am Boden, und man konnte die schönen Orden sehen, die der Herr General auch während des Gefechtes nie abgelegt hatte."

Beckmann schwieg, und nun dachte er an den Hauptmann Fermin de la Puente. Fermin, dachte er, dich hab' ich nachher genauso im Stich gelassen. Aber das war anders, ganz anders als die Sache mit Orosco. Fermin hatte wohl geflucht – damals in Huanuco im Wald, beim letzten Gefecht. Fermin wird geflucht haben bis zum letzten Augenblick, geflucht bis zur letzten Patrone . . .

Beckmann spürte plötzlich Lust auf einen Whisky. „Kann ich doch ein Glas Whisky haben, Mr. Roberts?"

„Aber klar."

Beckmann ließ sich einschenken. „Was wird jetzt, Mr. Roberts? Mich wundert nur eines: Warum ist denn mein Bericht mit einemmal so ungeheuer wichtig für Sie?"

„Warum?" Roberts schlug mit dem Pfeifenstiel auf die Schreibtischplatte. „Weil dieser verdammte Bericht nicht nur von mir, sondern auch von anderen Stellen gelesen wurde."

„Und jetzt machen Sie eine Prestigefrage daraus?"

„Es geht nicht nur um mein Prestige. Es geht um mehr."

„Gerade deshalb . . .", wollte Beckmann anfangen.

„Ach, seien Sie doch nicht so naiv, Karl! Das ist unerträglich!"

Beckmann trank, und der Whisky machte ihn freier. „Was haben Sie vor?"

„Schreiben Sie das Ding noch mal um, Karl. Korrigieren Sie's!"

„Nein!"

„Gut", sagte Roberts, „wie Sie wollen."

„Jetzt denken Sie wieder an Ihren russischen Kollegen, nicht?"

„Vielleicht."

„Also, was ist? Verzichtet die CIA auf meine Dienste? Bekomme ich mein Geld? Kann ich gehen?"

„Die CIA verzichtet nicht auf Ihre Dienste, weil das erstens nicht geht, und weil man Sie zweitens noch braucht. Sie bekommen Ihr Geld, und Sie können im Hilton wohnen. Aber Panama verlassen Sie nicht. Und machen Sie keinen Unsinn, Karl – ich warne Sie. Sie kennen unsere Branche gut genug."

„Schön." Beckmann erhob sich.

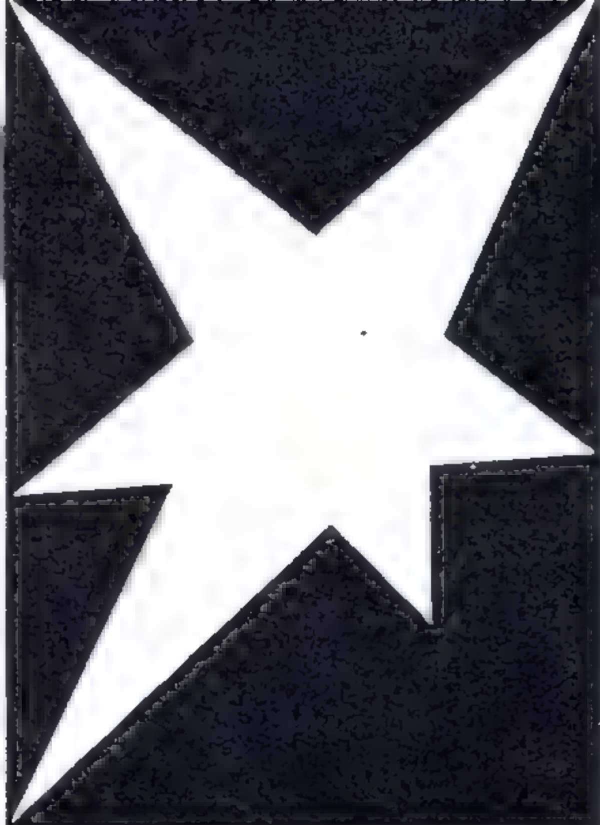
„Wissen Sie, Karl", die Brillengläser wandten sich ihm zu. Beckmann konnte deutlich den Ausdruck der Augen erkennen, diesen trägen, prüfenden Blick. „Ich unterscheide bei meinen Agenten immer zwischen drei Kategorien: den Profis, den Gesinnungs- und den Affekt-Tätern. Die letzte Kategorie ist die beste und die gefährlichste."

„Gefährlich für wen?" fragte Beckmann.

Er erhielt keine Antwort.

Der Abendhimmel war absinthgrün, mit einem letzten, leisen Verströmen orangefarbenen Lichts im Westen. Der Seewind trieb den schweren Duft von Blüten und faulendem Holz über das Land. Mit Tausenden von Tiefstrahlern und Scheinwerfern, die sich in sei-

Weiter auf Seite 83



Nr. 17 vom 29. April 1962

sternchen

Was meint ihr?



Kennwort „Schildkröte"

Irene Metz (11) hat sich schon immer eine Schildkröte gewünscht, sie aber nie bekommen, weil ihre Eltern diese Tiere langweilig finden. Sie meinen, daß Schildkröten nur Arbeit machen, ohne Freude zu bringen. Jetzt hat Irene eine von ihrer Freundin zum Geburtstag bekommen, und nun möchten die Eltern, daß sie sie wieder weggibt (Nr. 14)

sternchen-Leser sagen ihre Meinung

Hoffnung

Ich habe selber zwei niedliche Schildkröten und kann Irene sehr gut verstehen. Daß sie langweilig sind, ist nicht wahr! Behalte sie noch ein wenig und mache sie mit Deinen Eltern vertraut. Hoffentlich gewinnen sie das Tierchen lieb.
Stuttgart Irmgard Bürker (15)

Ersatz

Ich finde Schildkröten auch langweilig. Deine Eltern haben ganz recht, wenn Du die Schildkröte abschaffen sollst. Ich selbst sammle Steiff-Tiere.
Berlin Petra Kist (8)

Rücksicht

Wenn Du die Schildkröte jetzt einfach hergeben oder töten würdest, würde es Deine Freundin bestimmt bereuen, daß sie sie Dir geschenkt hat. Sie hat es ja gut gemeint.
Freiburg Hans-Peter Wemköner

Vertrag

Mach doch mit Deiner Freundin ein Abkommen: Du übergibst ihr die Schildkröte unter der Bedingung, daß Du sie jeden Tag besuchen darfst und jederzeit zurücknehmen kannst. Ihr könnt das Tier gemeinsam pflegen und behüten.
Wettensen Uta Tilling (16)

Emma und Emil

Ich habe zwei Schildkröten, genannt Emil und Emma. Sie sind seit fünf Jahren meine Hausgenossen. Sie wohnen in einer mit Zeitungspapier ausgelegten großen Pappkiste, wo man zur Reinigung nur das Papier zu wechseln braucht. Im Winter halten sie ihren Winterschlaf im kühlen Keller in einer Kiste mit Torfmull. Sie fressen nur im Sommer richtig. Ich freue mich jedesmal, wenn ich meinen Emil und meine Emma aus dem Winterschlaf nehmen darf.
Berlin Jutta Berge (12)

Lösung

Wenn Deine Eltern die Schildkröte nicht im Hause haben wollen, kannst Du sie ja ins Aquarium bringen.
Berlin Rainer Kohnke (11)

Versteck

An Deiner Stelle würde ich die Schildkröte in einem Schuppen oder ähnlichem versteckt halten und jeden Tag nach ihr sehen.
Hamburg Petra Otto (11)

Nützlich

Tierhaltung stärkt das Verantwortungsbewußtsein, und das Spiel mit Tieren erfreut und entspannt außerordentlich.
Kusel Peter Hegen (14)

Kleiner Gartenteich

Wer von euch träumt nicht von einem kleinen Teich im Garten, in dem sich muntere Fische tummeln und die Frösche quaken. Unser Becken wird nicht aus Zement gemacht, daher könnt ihr es ohne große Kosten selbst anlegen. Zum Abdichten benötigt ihr Plastictuch, das in einer Breite bis zu 6 m zu haben ist (qm ab 80 Pfg.). Es ist ratsam, erst nach dem Kauf dieser Folie die Teichgrube auszuheben, damit ihr euch nicht in den Maßen verkalkuliert. Gebt der Grube eine natürliche Form, möglichst in ein flaches Bachbett auslaufend. Über die Folie schichtet ihr Schlammerde, Sand und Steine. Die Ränder des Teiches belegt ihr mit schönen runden Kieselsteinen. Sorgt dafür, daß an einer Stelle das Wasser über den Rand des Teiches laufen kann. Diese Stelle außerhalb des Teiches eignet sich gut zur Bepflanzung mit Sumpfgewächsen. Besetzt den Teich mit kleinen Goldfischen, Weißfischen, Molchen oder Stichlingen

Die Teichgrube wird zuerst mit Plastictuch ausgelegt, dessen Ränder unter den Rasen gesteckt werden

Durch einen eingegrabenen Plasticschlauch mit Sprühdüse wird das Wasser langsam in den Teich geleitet

WASSERSPIEGEL
RASEN
STEINE
SANDSCHICHT
SCHLAMMERDE
PLASTICFOLIE

Querschnitt. In die Schlammerde werden Wasserpflanzen eingesetzt wie: Froschlöffel, Wasserpest und Seerose

Leserbriefe

Liebes sternchen!

Da ich sehr musikalisch bin, habe ich mir schon immer ein Klavier gewünscht und sollte es nun endlich zum Geburtstag bekommen. Am Tag nach dem Geburtstag sollte es in unsere Wohnung gestellt werden, auch für Klavierstunden hatte mich mein Vater schon angemeldet. Da kam es zu einem Streit zwischen uns, bei dem ich zum Schluß sagte: „Du bist verrückt." Hinterher bin ich zu ihm gegangen, habe mich entschuldigt und gesagt, daß ich es nicht so gemeint habe. Mein Vater war trotzdem sehr böse und antwortete: „Das kann ich nicht verzeihen. Zur Lehre für Deine Unverschämtheit bestelle ich das Klavier und die Stunden ab." Meine Mutter hat versucht, den Vater umzustimmen. Er beharrt auf seinem Standpunkt. Jetzt ist ganz dicke Luft zu Hause. Was soll ich tun?
Krefeld Heiner Thompsen (13)

Was meint ihr dazu?

Schreibt bitte unter dem Kennwort „Klavier" an das sternchen, Hamburg 1, Pressehaus (Alter und Anschrift angeben!)

Schöner Erfolg

Ich habe mich sehr gefreut, daß Du in Nr. 11 unter „Was meint ihr dazu" meinen Brief über Schlager veröffentlicht hast. Nun darf ich sie mir endlich anhören und bin froh darüber.
Eberstadt Christa Ehmann

Auf Kriegspfad

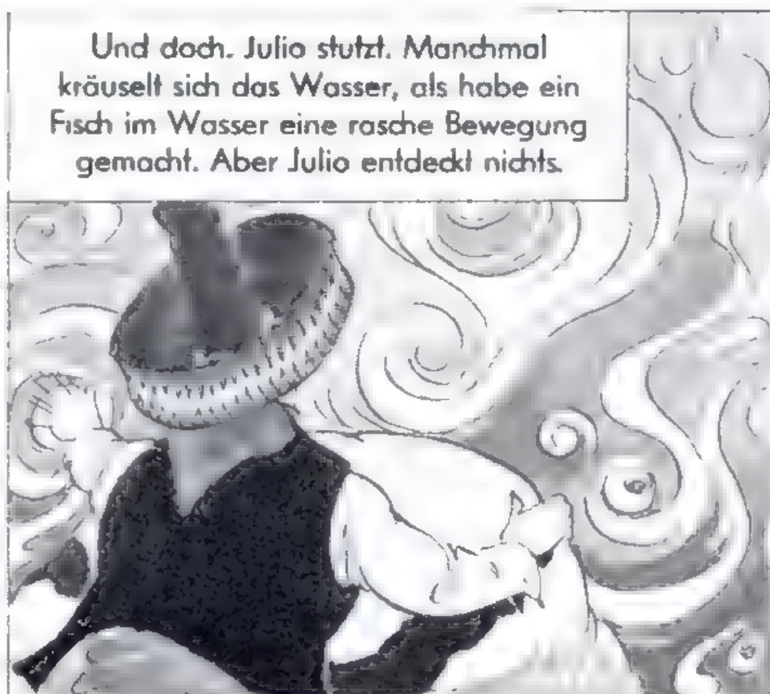
Meine Freunde und ich haben uns Deine Indianerausrüstung gebastelt. Nun möchten wir gerne wissen, was man alles machen kann, wenn man von einem feindlichen Indianerstamm bedroht wird.
Frankfurt Richard Jahn

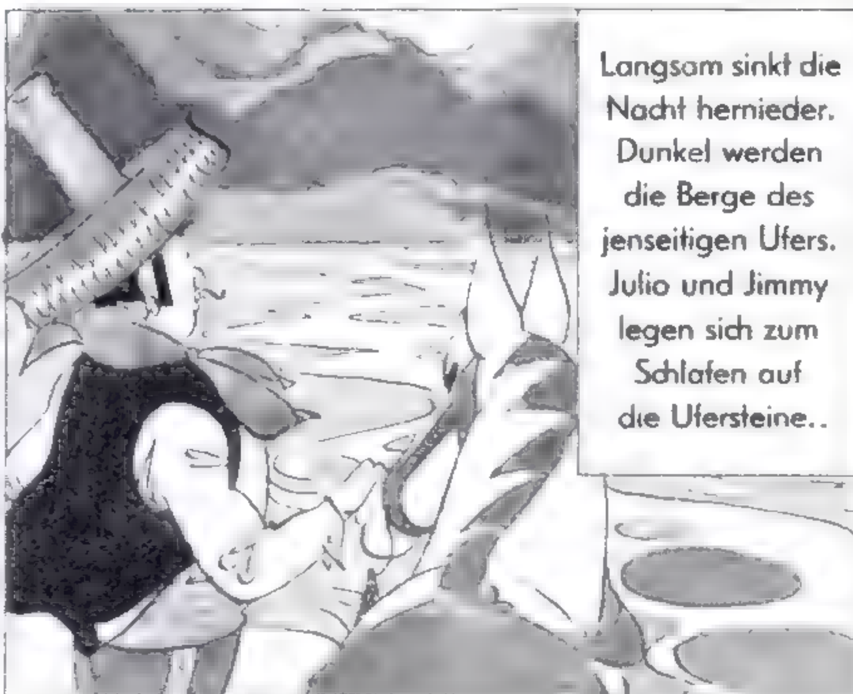
JIMMY das Gummipferd

erdacht und aufgezeichnet von Roland Kohlsaat

Nach dem Sprung über den Abgrund gelangen Julio und Jimmy in ein grünes Tal. Ein wuchernder Dschungel umgibt sie. Seltsame Gewächse wachsen dort, soweit das Auge reicht. Wenn man ihre Blätter anfaßt, zerplatzen sie, so prall sind sie mit Wasser gefüllt. Die Luft ist feucht und warm. Da gelangt Julio an einen See. Dampf steigt aus dem Wasser. Als Julio die Hand hineinhält, fühlt er, daß das Wasser warm ist

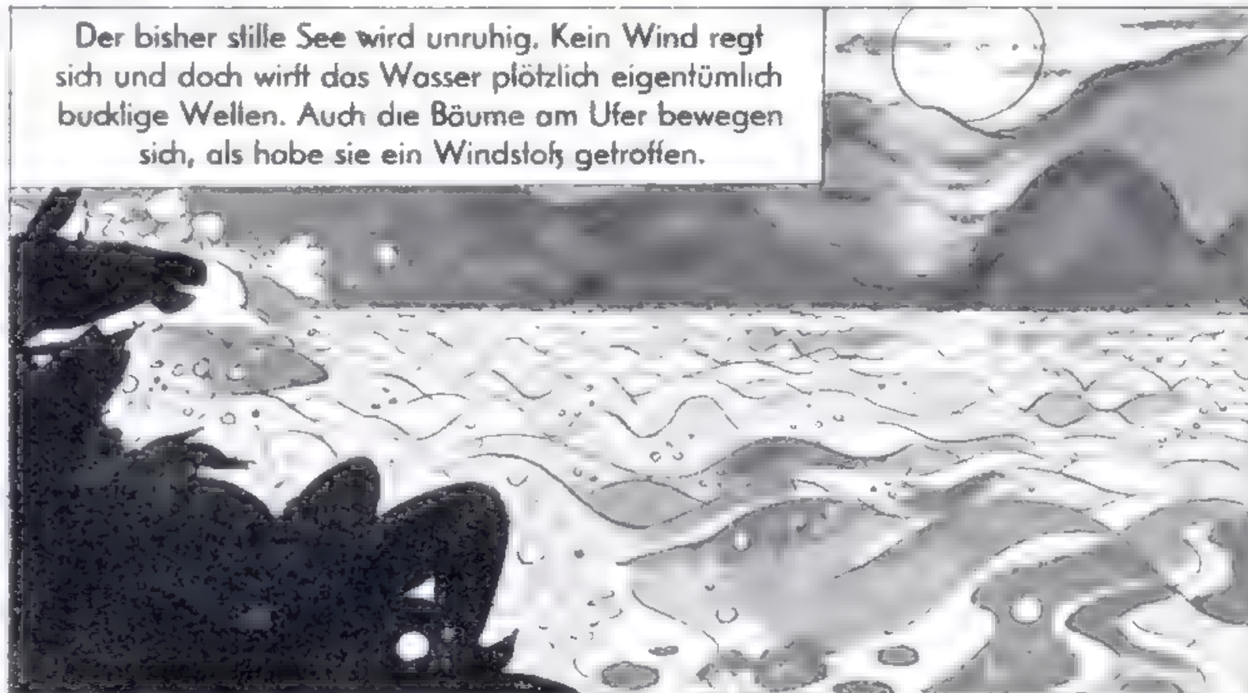


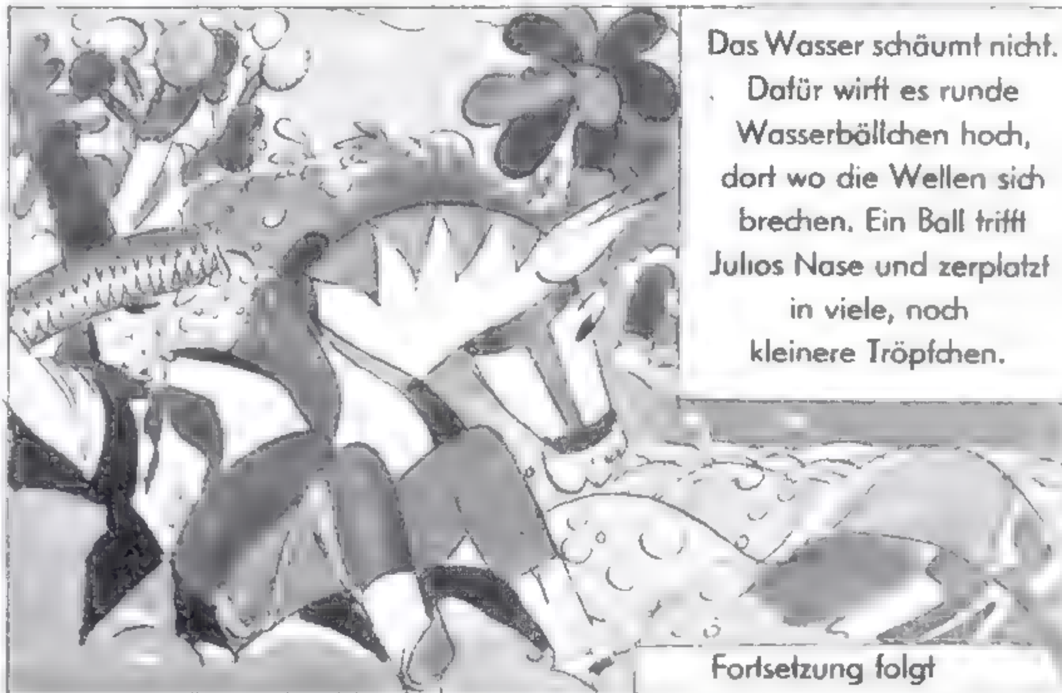












Fortsetzung folgt

Liebe sternchen-Leser, diese Seiten sind für euch zum Ausschneiden bestimmt. Lesezirkel-Bezieher bitten wir, an die nachfolgenden Leser zu denken und diese Seiten nicht herauszutrennen.

Alle kämpfen für Prinz Achmed

Roman von Fritz Raab

Auf der Polizeistation erfährt Direktor Hinderwell von Oskar Frühling, daß Achmed verschwunden und vermutlich gekidnappt worden ist und daß als Täter die Männer vom Film verdächtigt werden. Unterdessen verfolgen Popcorn und Tony den Weg, der auf der Skizze, die sie in Haddocks Auto fanden, eingezeichnet ist. Sie nehmen an, daß er zu einer Stelle führt, wo sich Prinz Achmed befindet

Lord Steel sprang wie ein Gummiball aus dem Sessel hoch, als Haddock alias Mr. Baker sein Zimmer betrat. „Woher kommst du?"

„Woher? Von der Scheune."

Der Dicke sprang auf ihn zu, packte ihn am Jackett und riß ihn dicht zu sich heran. „Antworte gefälligst klar, wenn ich dich was frage! Woher kommst du?"

„Ich komme von der Scheune, Mylord. Mein Auto war kaputt."

„Und der Junge?"

„Ist alles geschehen, wie verabredet."

Lord Steel ließ Haddock los und stieß ihn dabei ein Stück zurück. „Wie verabredet! Seit einer Stunde warte ich auf dich. Konntest du nicht schneller laufen?"

„Ich bin gefahren."

„Womit?"

„Ich habe ein Auto angehalten."

„Auto angehalten? Bist du wahnsinnig?"

„Ein Wagen aus London. Der Fahrer war völlig harmlos. Wir haben keine drei Sätze miteinander gesprochen."

Lord Steel durchbohrte Haddock einige Sekunden lang mit seinem Blick. Dann ging er, ohne noch ein Wort zu verlieren, an ihm vorbei und verließ das Zimmer.

Kurz darauf hielt er einen Telefonhörer in der Hand. Er sprach leise und scharf. „Die Austern sind verpackt. Beeilt euch beim Abholen!"

Das war alles, was er sagte. Etwas später saß er auf seinem Stammplatz im Schankraum und betrachtete liebevoll eine Flasche Rotwein, die ihm Mary servierte.

Kaum fünf Minuten, nachdem Chefinspektor Parker den Dienstraum der Polizeistation betreten hatte, war er über alle wichtigen Ereignisse unterrichtet. Nur zur Person der drei verdächtigen Männer stellte er noch einige Fragen. „Der Dicke, von dem Sie sprachen, Mr. Frühling, hat er Goldzähne?"

„Eine ganze Goldzahngalerie!"

„Eine Glatze?"

„Die reinste Billardkugel."

„Wissen Sie auch zufällig, ob er Eigenheiten beim Essen hat?"

Direktor Hinderwell klopfte ungeduldig mit dem Finger auf den Tisch. „Ich will mich gewiß nicht in Ihre Arbeit einmischen, Chefinspektor, aber wäre es nicht besser, wir würden jetzt anfangen, den Jungen zu suchen?"

Chefinspektor Parker warf dem Direktor einen kurzen Blick zu. „Ich bin dabei, ihn zu finden, Sir."

„Aber doch nicht, indem Sie nach Eßgewohnheiten fragen!"

Der Chefinspektor hatte sich schon wieder Oskar Frühling zugewandt. „Nun? Ist Ihnen etwas aufgefallen?"

„Und ob! Der Dicke treibt geradezu einen Kult mit dem Essen."

Chefinspektor Parker schrieb etwas in sein Notizbuch. „Zwei der Burschen hätten wir damit wahrscheinlich identifiziert."

Direktor Hinderwell riß seine blaßblauen Augen auf. „Was haben Sie?"

„Ich sagte, daß ich zwei der Gangster wahrscheinlich kenne. Der Dikke ist Lord Steel, der zweite heißt Haddock."

„Ein Lord?"

„Kein richtiger. ‚Lord Steel' ist sein Spitzname. Auch ‚Haddock' ist ein Spitzname."

Nun konnte auch Oskar Frühling seine Neugierde nicht mehr zurückhalten. „Woher wissen Sie, daß der andere Haddock heißt?"

„Weil ich ihn vorhin im Auto mitgenommen habe. Sein Gesicht kam mir gleich bekannt vor. Ich kenne die Verbrecheralben ziemlich auswendig."

„Wieso im Auto mitgenommen?"

„Er hat mich auf der Chaussee angehalten, und ich habe ihn später vor dem Gasthof abgesetzt."

Oskar Frühling und der Direktor wollten noch mehr fragen, aber der Chefinspektor winkte ab. „Dazu haben wir jetzt keine Zeit. Bitte, Konstabler, rufen Sie den Yard an, und lassen Sie sich mit dem Fahndungsbüro verbinden."

„Sofort, Sir."

„Ich möchte wissen, ob gegen die beiden zur Zeit etwas vorliegt."

„Ja, Sir."

Und Konstabler Hollins machte, während er den Telefonhörer abnahm, ein Gesicht, als sei der Chefinspektor nicht Chefinspektor, sondern mindestens ein Erzbischof.

Mit einem Sprung setzten Popcorn und Tony über den Straßengraben und gingen etwa ein Dutzend Schritte in den Wald hinein. Dann blieben sie stehen und lauschten. Aber außer einem leisen Rascheln des Laubes, durch das der Nachtwind strich, war nichts zu hören.

Tony beugte sich zu Popcorn hinüber. „Sollen wir mal rufen?" Tony hatte geflüstert, aber Popcorn zuckte zusammen, als habe er gebrüllt. Unwillig machte er „Ssst!"

Sie gingen weiter. Doch von Achmed war nichts zu sehen. Schließlich blieb Popcorn stehen. „Hat keinen Zweck. Allein finden wir ihn nicht. Wir müssen die andern holen."

„Das dauert bestimmt eine halbe Stunde."

„Weißt du denn was Besseres?"

„Wir gehn noch mal zur Straße zurück."

Als sie wieder auf der Straße standen, schlug Tony vor, vom Seitenweg aus zu suchen. Popcorn war einverstanden.

Der Seitenweg war unbefestigt und hatte tiefe Furchen von Holzfahrzeugen. Die Jungen mußten bei jedem Schritt aufpassen, daß sie nicht stolperten. Auf einmal blieb Popcorn stehen und deutete nach vorn. Ein dunkles Etwas stand dort, eine Art großer Kiste. Tony leuchtete sie kurz mit der Taschenlampe an. Da sahen sie, daß es ein Holzstoß war.

Jetzt verlor Tony den Mut. „So finden wir ihn nicht. Du hast recht, wir holen besser die andern."

Popcorn hörte nicht zu. Er blickte noch immer zu dem Holzstoß hinüber. „Gib mal die Lampe!"

Tony gab sie ihm, und Popcorn richtete zum zweitenmal den Lichtkegel auf den Holzstoß. Dabei ging er langsam darauf zu, und plötzlich fing er an zu rennen.

Nun erkannte auch Tony, was hinter dem Holzstoß hervorragte. Es waren zwei Jungenfüße mit braunen Halbschuhen.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

GEFAHR
(M. 5 KERBEN) WARTE 5 MIN
FREUND
FEIND
HIER LIEGT BRIEF
BRIEF LIEGT 4 m ENTF.
ZUM LAGER
BIN HEIMGEGANGEN
IN DIESER RICHTUNG
RECHTS ABBIEGEN
HINDERNIS
DORT IST BRÜCKE
RASTPLATZ
HALT!
DORT IST TRINKWASSER
KEIN TRINKW.
ACHTE AUF ZEICHEN

Waldläuferzeichen muß jeder Indianer kennen. Mit Zweigen, Steinen oder durch Zeichnen in den Erdboden werden sie gemacht

Durch Rauchsignale verständigen sich Indianer über weite Entfernung. In ein prasselndes Feuer müßt ihr viel grünes Krautzeug werfen, so daß eine dicke Rauchsäule entsteht. Durch Bewegen eines angefeuchteten Tuches entstehen verschieden große Rauchwolken, deren Bedeutung ihr verabredet

Alles für Rothäute (5)

Wenn ihr eure sternchen-Indianerausrüstung fix und fertig habt, könnt ihr durch Rauchsignale die Stammesgenossen benachrichtigen, damit das Spiel beginnen kann

Überfall auf den Treck. Der Häuptling schickt Späher aus, um den geheimen Standort des Trecks zu erkunden. (Jedes Bleichgesicht hat vorher eine Büchse mit Bonbons aufgestellt.) Beim Überfall muß über die Hälfte der Büchsen erbeutet werden. Indianer, die eine Feder verlieren, scheiden aus

Kampf um das Fort. Auf einem bewachsenen Hügel haben sich die Trapper eingenistet und ihre Fahne gehißt. Die Rothäute versuchen mit List, Tücke und Kriegsgeschrei die Festung zu stürmen und die Fahne zu erbeuten. Jeder Spieler, der von seinem Gegner auf den Rücken gelegt wird, muß ausscheiden

Nachricht 7
f. Häuptling „Bärentatze"
Suche weiter in der hohlen Weide hinterm Garten.

Jagd nach dem Goldschatz. Es spielen zwei Parteien. Jede hat einen Schatz (Dose Bonbons) vergraben und den Weg vom Lager bis zu dem geheimen Versteck mit Waldläuferzeichen und Botschaften markiert. Sieger wird, wer als erster den richtigen Pfad findet und den Schatz ausgräbt

TARÓ
Das Reich des Hülü

Taró und Frank verfolgen zwei Boten des geheimnisvollen Hülü bis in eine Siedlung. Sie finden Unterkunft bei Pater Miguel. Taró belauscht Copo und die beiden Boten. Sie wollen ihn und Frank töten. Als Taró sein Versteck verläßt, wird Copo aufmerksam. Taró läuft schnell ins Pfarrhaus hinein.

Erfolg gehabt, Taro?
Ich berichte dir später. Lösch die Kerze.
Nichts zu sehen. Bist du sicher, daß sie dich nicht erkannt haben?
Ganz sicher, Frank. Aber sie werden vermuten, daß es einer von uns gewesen ist.
Hier in der Siedlung werden sie nicht wagen, uns zu überfallen. Aber draußen …
Jedenfalls sind wir gewarnt.
Dank für die Gastfreundschaft, Pater.
Gott behüte Sie, Senhores!
Machen Sie sich keine Sorgen, Pater Miguel. Ganz gleich, wer Hülü ist und wo er steckt, wir finden ihn und machen ihn unschädlich.
Am nächsten Morgen.
Ich habe das Gefühl, als steckten die Burschen hier irgendwo.
Ausgerechnet hier? Hier sieht man doch jeden Menschen auf eine Meile Entfernung.

Liebe sternchen-Leser, diese Seiten sind für euch zum Ausschneiden bestimmt. Lesezirkel-Bezieher bitten wir, an die nachfolgenden Leser zu denken und diese Seiten nicht herauszutrennen.

Fortsetzung von Seite 80

nen Wassern widerspiegelten, zerteilte der große Kanal wie eine Messerschneide die Dämmerung.

Ridge Roberts erhielt den Anruf kurz nach sieben. Harry Anderson, der Sonderbeauftragte des Präsidenten, war am Apparat. Das Gespräch war sehr kurz.

„Wann kann ich diesen Mr. Beckmann sprechen, Mr. Roberts?"

„Halten Sie es wirklich für so wichtig, Mr. Anderson?"

„Ja. Jede Information aus erster Hand ist in diesem Zeitpunkt entscheidend."

„Ich glaube kaum, daß ein Mann wie Beckmann die Lage beurteilen kann."

„Das müssen Sie schon mir überlassen, Mr. Roberts."

Roberts Stimme wurde schärfer. „Mr. Anderson, bei allem Respekt vor Ihrer Aufgabe: Die Vorbereitung unserer Aktion befindet sich in der letzten Phase. Wir können in drei Wochen losschlagen."

„Sie können. Aber ob Sie losschlagen werden, bleibt eine Entscheidung des Präsidenten."

„Wenn Sie jetzt noch Änderungen treffen wollen, Mr. Anderson, fällt das in Ihre Verantwortung. Ich halte den Zeitpunkt nicht nur für schlecht, sondern auch für verspätet."

„Es kann nie zu spät sein, eine Entscheidung zu korrigieren, wenn sich das als nützlich erweist. Wann kann ich also diesen Beckmann sprechen?"

„In drei Tagen, Sir. Beckmann ist noch in ärztlicher Behandlung", log Roberts.

„Gut, in drei Tagen."

Roberts hängte ab. Er ging auf die Terrasse hinaus. Er hatte sich erzogen, ruhig und sachlich zu denken. Das war sein Training, und das war sein Stolz. Er gehörte zur CIA, einer Organisation, die weder Grenzen noch Unmöglichkeiten anerkannte, die die ganze Welt umspannte. Einer Organisation, die mit derselben Präzision die Explosion einer H-Bombe im Ural registrierte, wie die Hintergründe eines Ministerwechsels in Pakistan. Er fühlte sich dabei weniger als Anhänger einer Kreuzzugstheorie gegen den Kommunismus – obwohl er sich das manchmal selbst einzureden versuchte –, sondern als Mitglied einer geheimen Elite der Macht; er fühlte sich als Spezialist des kalten Krieges, als Ingenieur einer weltweiten Auseinandersetzung ...

Manchmal wurde es allerdings sehr schwierig. Manchmal spürte er eine Müdigkeit, die er sich nicht erklären konnte, und die auch mit physischer Erschöpfung nichts zu tun hatte, eine Müdigkeit, die von innen kam. Etwas war, das sich auf seine Schultern senkte wie Blei, etwas, das er vielleicht mit „Last der Verantwortung" bezeichnen könnte, hätte er nicht eine so eingefleischte Abneigung gegen Phrasen gehabt. Anderson? – man mußte geschickt mit ihm verhandeln. Wenn die Sache schief ging? Nicht auszudenken ... Aber ein Zurück gab es nicht mehr.

Mein Gott, dachte Ridge Roberts, warum hast du dir das aufgepackt? Wenn du hier versagst, ruinierst du nicht nur dein eigenes Prestige, wie Karl Beckmann meint, und auch nicht das deiner Organisation, dann ruinierst du deine Karriere und alles, wofür du bis jetzt gekämpft hast. Dann ist es aus mit dir. Für alle Zeiten ...

Beckmann – dachte Ridge Roberts –, dieser verdammte Beckmann hat dir da was eingebrockt. Aber es muß doch einen Weg geben. Ich werde mit Fisher sprechen.

„Es muß einen Weg geben, Fisher, es muß doch einen Weg geben. Irgendwie müssen wir Beckmann in die Reihe bekommen, ehe er mit Anderson spricht." Roberts umklammerte das Geländer der Terrasse, als wolle er es zerbrechen. „Warum benimmt er sich wie ein Verrückter, warum ist er so aggressiv, kritisiert unsere Politik, beschäftigt sich mit sozialem Kram?

→

Die Wolken haben kein Haus

Alles Dinge, die ihn nie interessiert haben."

„Ich weiß, Sir."

„Irgendwas ist da los, Fisher. Irgend jemand muß ihm begegnet sein, der ihn umgepolt hat. Es ist nicht sein Haß auf Orosco, bestimmt nicht. In seinem Bericht finden sich Sätze – sentimentale Weltverbesserungstiraden, wie aus einem kommunistischen Schulaufsatz. Da liegt der Ansatzpunkt, Fisher."

„In diesem Bericht steht auch die Antwort auf Ihre Frage, Sir."

Roberts fuhr herum. „Wie meinen Sie das? Hören Sie, ich hab' das Ding doch auch gelesen."

„Beckmann deutet auch nur an. In dem Kapitel, in dem er seine Flucht beschreibt."

„Und was vermuten Sie? Wer steckt dahinter?"

Fishers Zigarette flog in leuchtendem Bogen ins Dunkel. „Eine Frau, Sir."

„Eine Frau?!" Roberts lachte, leise und böse. „Ich will Ihnen was sagen: Karl Beckmann denkt nicht mehr an Frauen. Für ihn gab es nur eine. Und die ist tot. Der Bursche hat einen Rachekomplex und gehört in die Psychiatrie, das ist alles . . ."

„Das kann sich ändern, Sir."

„Und wer ist sie?"

„Tereza Avila de Torre. Sie ist die Frau, die Beckmann nach dem Gefecht bei Huanuco gefangengenommen hat."

„Na und? Wer ist diese Tereza?"

Fisher machte eine Kunstpause. Dann sagte er langsam: „Ihr Vetter ist Luis Ortega Robles."

Der Sessel krachte, als Roberts den schweren Körper zurückwarf. „Machen Sie keine Witze, Mann!"

„Ich mache keine Witze, Sir."

„Und Beckmann hat das gewußt?"

„Das kann ich nicht beurteilen."

Roberts sprang hoch. Er wanderte auf der Terrasse auf und ab, ein gefährlicher, gedrungener Schatten.

Fisher kannte seinen Chef. Er wußte, in welcher Stimmung er jetzt war.

„Wir haben drei oder vier Tage Zeit. So lange kann ich Anderson noch hinhalten."

Drei Tage, dachte Roberts. Wieder drei Tage. Die Zeit rannte, schnell, sinnlos, sie wurde verspielt und mit ihr die Möglichkeit, sich richtig zu entscheiden.

„Drei Tage, Fisher. Bis dahin muß ich wissen, was mit ihm los ist. Was schlagen Sie vor?"

„Ich würde jemanden auf ihn ansetzen. Eine Frau."

„Schon wieder? Lesen Sie neuerdings Agentenromane?"

„Nein, Sir. Aber uns wird er kaum was erzählen. Vor allem nicht Dinge, die er als seine Privatangelegenheiten zu betrachten scheint."

„Na schön – machen Sie, was Sie wollen, Fisher, aber machen Sie es schnell. In drei Tagen melden Sie mir das Ergebnis."

„Jawohl, Sir."

Die sechstausend Dollar waren ein schmales, flaches Bündel in der Innenseite seines Jacketts.

Er verließ die Chase Manhattan Bank in Bilbao und trat in die goldblaue Hitze der Gavilan Road. Das Bündel knisterte, und er spürte den leichten Druck gegen seine Brust.

Beckmann suchte nach einem Taxistand. Aber die Straße war leer. Er ging weiter, an tropisch blühenden Gärten vorbei, Gärten mit Bungalows, in denen die Angestellten der Kanalverwaltung wohnten, brave Angestellte, die sicher nie sechstausend Dollar auf einen Schlag in die Hand bekamen, die sich ihre Tiefkühltruhe auf Raten und den Ford auf Wechsel anschafften, die einmal im Jahr den Sears-Roebuck-Kalender durchstöberten, um die ganze Familie billig einzukleiden. Es ist das gleiche überall, in Panama, oder in dieser Duke City, die er in seinem Paß verzeichnet hatte. In Lima, Stuttgart, Mönchengladbach – was soll's? Das Leben ist geregelt wie die Eisenbahn. Sie sind zufrieden, bekommen ihr Glück mit dem Gehaltsstreifen zugeteilt, nach Abzug der Sozialleistungen, versteht sich.

Und du?

Während Beckmann die Gavilan Road in Bilbao bei Panama hinunterschritt, langsam, mit den gelassenen, schlendernden Schritten eines Spaziergängers, der kein Ziel hat, der nur in sich hineinhorcht, der nur diese einzige Minute kennt und sie glücklich genießt, während er die Sonne spürte und den Schatten der Palmen, wußte er, daß es den CIA Agenten P 624 nicht mehr gab, daß er ihn und alles, was dazugehörte, abgestreift hatte, wie die Schlange ihre Frühjahrshaut, wußte er, daß nun etwas Neues begann, und daß dazu dieser Vormittag gehörte mit den flirrenden Hitzespiegelungen über der Straße, mit den weichen Wellenlinien des Ancon-Hügels, den graugestrichenen Schleusenhäusern da droben, über denen die zwei Pelikane träge hinwegstrichen; dieser Vormittag mit dem grellen Röhren der Dampfersirenen – und dem Melonenverkäufer auf seinem Fahrrad, diesen ausgelassenen Jungen mit dem schwarzen, schweißglänzenden Gesicht und den lachenden weißen Zähnen. Jetzt machte er eine Kurve und tanzte wahrhaft Walzer auf der Gavilan Road, der Junge, einen Fahrradwalzer zu seiner eigenen Pfeifmelodie.

Beckmann blieb stehen.

Und der Junge pfiff . . .

„Achtung!" schrie Beckmann.

Der Wagen war wie ein verzerrtes rotes Band auf dem grauen Asphalt. Er schlitterte, rutschte weit nach links, Beckmann sah ein helles Gesicht am Steuer, verzerrte Lippen. Reifen heulten auf, gepeinigt unter dem blockierenden Druck der Bremsen – noch weiter links der Junge! Nicht zu sehen . . . Jetzt . . . Metall riß, bog sich zu Fetzen, sägte kreischend in den Stamm einer Königspalme. Das Heck des großen Autos wippte hoch, drehte sich dann langsam und kam zum Stillstand.

Glas klirrte.

Dann war es still.

Beckmann hetzte los. Er sah einen schlaffen Arm an der Seite der Karosserie herunterhängen. Der Junge saß inmitten seiner verstreuten, grünen Melonen auf der Straße. Ihm schien nichts passiert zu sein. Jetzt stand er auf.

Aber der Wagen!

Die Scheibe war ein einziges milchweißes Muster zersprungenen Glases.

Er sah den Kopf, der auf dem Steuerrad ruhte. Dunkelblondes hochgestecktes Haar. Ein türkisgrüner Kamm, der es zusammenhielt. Darunter die schmale Kerbe des Nackens. Der schlanke, braungebrannte Arm mit dem weißen Lederhandschuh.

Eine Frau! Bewußtlos – er konnte kein Blut entdecken, nichts, das auf eine Verletzung hindeutete.

Er beugte sich durch das offene Fenster und berührte vorsichtig ihre Schulter.

Die Frau bewegte sich. Der Rücken wurde straff – „Oh." Ein leises Stöhnen. Dann legte sie langsam den Kopf zurück.

Irgend etwas alarmierte Beckmann und machte ihn mißtrauisch.

Bis sie ihm dann den Kopf zuwandte, und er ihr Gesicht sehen konnte. Vielleicht war es kein schönes Gesicht, aber es war klar geschnitten, anmutig. Das Gesicht eines jungen Mädchens mit den Augen und dem Mund einer Frau, mit malachitgrünen Augen und einem sehr großen Mund. Alles liegt in diesem Gesicht, dachte Beckmann, und alles kann man

in es hineinlesen, nur nicht, daß es gerade einen Unfall erlebt hat und davon besonders erschüttert ist.

„Hallo", sagte er.

„Hallo!" Ein furchtsames Lächeln kräuselte den großen Mund.

„Wie geht's?"

„Ich weiß nicht so recht."

„Glück gehabt", sagte er.

„O ja." Sie rieb sich mit dem Handrücken die Stirn.

„Eine Beule?"

„Ja – ich glaube schon."

„Der Wagen hat mehr ..."

„Dabei gehört er nicht mal mir ...", sagte sie und rieb sich noch immer den Kopf.

Er trat zurück und betrachtete sich die Bescherung. Der Kotflügel abgerissen. Der linke Scheinwerfer eingeschlagen. Die Stoßstange hatte sich tief und in einer grotesken Kurve in die Erde gebohrt.

„Ganz nett", sagte Beckmann. „Dafür, daß er nicht Ihnen gehört."

Sie war inzwischen ausgestiegen, und sie war sehr hübsch anzusehen mit ihren langen Beinen in den ockerfarbenen Hosen aus mexikanischem Leinen, mit der dünnen, bestickten weißen Bluse und dem vom Wind zerzausten Haar.

Sie blickte ihn an. Dann betrachtete sie sich das verbeulte Blech, und sie schien dabei noch immer von derselben zufriedenen Heiterkeit erfüllt zu sein, die so gut zu ihrem Gesicht und so schlecht zu der Situation paßte.

„Das ist ein Leihauto", sagte sie. „Sicher ist es versichert."

„Anzunehmen."

„Tschuldigung, Madame."

Der Junge mit dem Fahrrad. Jetzt zog er sein Fahrrad hinterher und deutete auf die Melonen, die einsam auf der staubigen Straße lagen. „Kann das nicht verkaufen. Und das Rad ist kaputt. Alles kaputt." Sein schwarzes, rundes Gesicht wurde finster und unglücklich. „Sie müssen bezahlen, Madame."

„Ich muß gar nichts."

„O doch, Madame. Sonst schlägt mich mein Onkel tot."

„Und wenn ich nicht ausgewichen wäre, dann wärst du schon lange tot, Freund."

„Nein, Madame, mein Onkel ..." Er sah aus, als ob er jeden Augenblick zu heulen begänne.

Beckmann griff in die Tasche. Er zog einen Schein aus dem Bündel. Es war eine Hundert-Dollar-Note.

„Da, Freund. Und jetzt sammel deine Melonen ein und zieh Leine."

Die Augen des Jungen wurden rund wie Bierdeckel. „Mister, aber ..."

„Los, nimm schon."

Der Junge zog Beckmann den Schein aus der Hand, und dann ging er rückwärts, das scheppernde Fahrrad mit sich ziehend, und die starren kreisrunden Augen ängstlich auf Beckmann gerichtet, als erwarte er Prügel. Und als er ein Stück von ihnen entfernt war, befühlte er mit seinen kleinen, schmutzigen Händen den Schein und hob ihn gegen die Sonne.

Beckmann fing an zu lachen, und auch die Frau lachte mit einer tiefen, etwas gesprungenen Stimme, und Beckmann dachte: Das ist dein Morgen, und es ist ein herrlicher Morgen, ein Morgen mit Sonne auf den Bäumen und einem Autounfall und einem Melonenjungen, der dich für verrückt hält, und einer Frau, die dich auch für verrückt hält und die du, wenn du es dir überlegst, auch nicht gerade sehr normal findest. Aber schön ist sie, und ihr Lachen gefällt dir auch.

„Ach", lachte sie, „ich hab' nun mal eine Schwäche für komische Situationen."

„Die einzige?"

„Ich weiß nicht", sagte sie und sah ihn aus goldfunkelnden Malachitaugen an. „Und jetzt?"

„Jetzt", sagte Beckmann, „jetzt suchen wir uns einen Taxistand, und von dort rufen wir das Bestattungsunternehmen für diese Autoleiche an."

„Und dann?"

„Dann fahren wir nach Panama. Oder wollen Sie woanders hin?"

„Nein, natürlich nicht", sagte sie und lächelte. „Nach Panama. Wohin denn sonst?"

Fortsetzung im nächsten *stern*

William S. Schlamm: Zur Sache



William S. Schlamm vertritt in der Kolumne „Zur Sache" seine unabhängige Meinung. Der Stern stellt sie zur Diskussion, auch wenn sie sich nicht mit der Meinung der Redaktion deckt. Denn nur eine freie Aussprache hilft unsere Lage klären.

Handeln und verhandeln

Wieder einmal ist eine Genfer Konferenz in Rauch und Nichtswürdigkeit vergangen. Aber das wird dem Westen, der bis ins Gehirn hinein gütig und friedfertig geworden ist, seine Verhandlungsgier nicht abgewöhnen. Nicht mehr mit dem Gehirn, sondern mit Herz und Nieren akzeptiert der Westen die These, daß auch unfruchtbares Verhandeln immer noch besser sei als Handeln.

Und das wäre es ja auch – unter einer Voraussetzung: daß es etwas zum Verhandeln gibt. Worüber wird aber, seit Jahren, mit dem Osten verhandelt? Es scheint mir an der Zeit, diese schlichte Frage einmal unbefangen zu überlegen.

Daß die offiziellen diplomatischen Anlässe all dieser Verhandlungen nichtig sind, wird wohl nicht bestritten werden. Es geht nie um diesen oder jenen konkreten Gesprächsgegenstand – sicherlich nicht seit der denkwürdigen Konferenz, die die Berliner Blockade liquidierte. Sondern in allen Verhandlungen seither geht es einfach ums Verhandeln selbst. Ich schlage vor, dieses Phänomen gerade mit Sicht auf die Berliner Blockade zu betrachten.

Damals, zur Zeit der Luftbrücke, hatten beide Seiten eine Position, von der sie etwas abgeben konnten: Der Osten war in aggressiven Handlungen gegen Berlin verstrickt, der Westen hatte eine militärische Aktion eingeleitet, deren Entwicklungsmöglichkeiten nicht abzusehen waren. In einem bestimmten Augenblick setzten sich Vertreter beider Seiten zusammen und verhandelten. Das heißt: Jede der beiden Seiten gab bekannt, welches Stück der eigenen Position sie aufzugeben bereit war. Die Sowjets waren bereit, auf die Blockade zu verzichten. Und der Westen war bereit, die Militärflugzeuge wieder in die Hangars zu sperren. Daraufhin konnte sinnvoll verhandelt werden. Man einigte sich.

Das ist genau die Anatomie von Verhandlungen. Man verhandelt nämlich nur dann, wenn man etwas herzugeben bereit ist, wofür man dann etwas bekommt. In jedem anderen Falle sind Verhandlungen eine törichte Geste. Wer zu verhandeln wünscht, ohne etwas hergeben zu wollen, betrügt den anderen und sich selbst. Und genau das tut der Westen seit zehn Jahren.

Am Scheitern all dieser Verhandlungen ist nämlich in der Tat nur der Westen schuld. Die Sowjets setzen sich jedesmal mit der Erwartung an den Konferenztisch, daß ihnen etwas angeboten wird. Und jedesmal werden sie enttäuscht. Es stellt sich immer wieder heraus, daß der Westen nichts abzutreten gewillt ist. Er will bloß verhandeln.

Ich nehme an, daß auch Sie grundsätzlich für Verhandlungen sind. Aber was sind Sie abzugeben bereit? Erst wenn Sie eine konkrete Vorstellung von Ihrer Konzession haben, sind Sie für Verhandlungen qualifiziert. Im Geschäftsleben ist das unmittelbar klar: Wenn ein Kaufmann mit dem anderen verhandelt, dann weiß er recht genau, welche Preisherabsetzung er konzedieren kann. Ein Kaufmann, der von seiner Position nichts abzutreten hat, konferiert nicht. Aber in der Politik hat sich ein Mysterium entwickelt: Politiker konferieren auch dann, wenn es nichts zu verhandeln gibt – in der mystischen Hoffnung, daß sich das Wasser der Verhandlungen irgendwie in Wein verwandeln wird.

Kennedy ist „grundsätzlich" für Verhandlungen, und Adenauer sekundiert ihm. Was sind Kennedy und Adenauer abzutreten bereit? Das Zufahrtsrecht nach Berlin? Die Selbstbestimmung Berlins? Die westliche Garnison in Berlin? Kennedy und Adenauer versichern glaubhaft, daß von all dem keine Rede sein kann. Haben sie etwas anderes aufzugeben? Was ist es? Keiner sagt es und keiner weiß es. Jedoch ist man „grundsätzlich" für Verhandeln.

Aber ist Kennedy vielleicht bereit, wenn der Osten seine Offensive gegen Berlin einstellt, ihm dafür in Asien etwas abzutreten? Nein, auch dazu ist Kennedy nicht bereit. Er hat die Macht und Geltung der Vereinigten Staaten in Laos und Vietnam verpfändet. Eine amerikanische Regierung, die der Sowjetunion Berlins wegen Konzessionen in Asien einräumen

wollte, könnte sich im eigenen Land nicht halten. Nein, Verhandlungen über einen europäischen Status quo, für den die Sowjets eine Machtausweitung in Asien zu erhalten hätten, sind undenkbar. Wer über Europa zu verhandeln wünscht, hätte gefälligst mit europäischer Münze zu bezahlen. Und dazu sind weder Kennedy noch Adenauer bereit. Worüber also wird verhandelt?

Eben doch über Europa. Die Außenminister, die in Genf zu „Abrüstungsverhandlungen" zusammenkamen, haben natürlich nur über Berlin gesprochen. Es gibt nämlich kein anderes Thema. Und bei den Gesprächen stellte sich eben heraus, daß niemand etwas anzubieten hat. Der Westen läßt sich auf Verhandlungen ein in der mystischen Hoffnung auf Wunder: Zwar gibt es nichts zu konzedieren, aber vielleicht wird sich das Wasser dennoch in Wein wandeln.

Die Sowjets hingegen sind keine Mystiker. Sie beginnen Verhandlungen mit der nüchternen Erwartung, daß jede der beiden Seiten etwas aufgeben werde – sie, die Sowjets, ihre Offensive, und der Westen Berlin. So denken Realisten. Sie verhandeln nicht um des Verhandelns, sondern um der Konzessionen willen. Den Genfer Verhandlungszirkus verläßt immer wieder der Westen als Dummer August – nicht weil er schlecht verhandelt hat, sondern weil es nichts zu verhandeln gab. Die Sowjets schütteln über unser kindisches Verhalten den Kopf, gehen achselzuckend nach Hause und bereiten die nächste Offensive vor.

Es gäbe in Europa etwas zu verhandeln, wenn der Westen sich zunächst zum Handeln entschlösse. So wie zur Zeit der Berliner Blockade. Hätte der Westen sehr bald nach dem 13. August zum Beispiel erst die wirtschaftlichen und dann auch noch die diplomatischen Beziehungen mit dem Osten abgebrochen, dann könnten sich die Vertreter beider Seiten sinnvoll und erwartungsvoll an den Genfer Konferenztisch setzen. Dann hätte nämlich der Westen, als Preis für die Einstellung der Sowjet-Offensive gegen Berlin, die Wiederaufnahme der abgebrochenen Beziehungen anzubieten. Verhandlungen wären möglich, weil vorher gehandelt worden wäre.

Und das ist die schlichte, die ganze Wahrheit über Verhandlungen: Sie setzen Handlungen voraus. Wer, ohne gehandelt zu haben, sich an den Konferenztisch begibt, macht schlechte Politik und eine schlechte Figur. Er ist, im Grunde, frivol.

Das alles sollte sonnenklar sein; aber im Westen scheint man für das Klare nichts mehr übrig zu haben. Die amerikanische Regierung sagt längst nicht mehr, was sie will. Weiß sie es? Die deutsche Regierung zieht wenigstens die Konsequenzen aus dem Rede- und Handlungsverbot: Sie ist vorwiegend auf Urlaub. Und die Sowjets zucken die Achseln, verlassen Genf und bereiten die nächste Offensive vor.

Eva Windmöller fragt, was jede Frau sich einmal fragt:

Wie bringe ich meinen Mann nicht um?

Viele Frauen verwenden ihren ganzen Scharfsinn darauf, den Mann fürs Leben zu finden. Haben sie ihn erst, hört die Überlegung auf. Sie verwöhnen und hegen den Auserwählten. Sie hegen ihn oft zu Tode. Sie wissen es nur nicht. Aber jede Ehefrau kann lernen, das Leben ihres Mannes zu erhalten



ZEICHNUNGEN: P. NEU

Die Zahl der Frauen, die vorsätzlich ihren Ehemann umbringen, ist verhältnismäßig klein. Eine interessante Statistik zeigt uns, daß von 1959 bis 1962 in der Bundesrepublik auf neun Männer, die ihre Frau ermordeten, vergleichsweise nur vier Ehefrauen kamen, die dem Gemahl auf ungesetzliche Weise aus dem Leben halfen. Das stimmt nachdenklich.

Frauen sind also gutartiger und, bis auf geringe Ausnahmen, von dem Wunsch beseelt, den Gatten zu verwöhnen. Jedoch — auch das kann verheerende Folgen haben.

Gäbe es zum Beispiel eine Statistik, wie viele Männer aus lauter Liebe (mit Cholesterin) überfüttert und dadurch dem Herzinfarkt in die Arme getrieben werden — Panik würde die Frauen in der Küche ergreifen. Doch sie sind guter Dinge, sie wissen ja nicht, wie gefährlich sie kochen.

Oder haben Sie schon einmal von einer Hausfrau gehört, die ihrem Mann absichtlich das Frühstücksbrötchen mit Cholesterin bestreicht? Nein, so gedankenlos wäre keine. Sie würde auch dem Arzt, der ihrem Mann kategorisch das Cholesterin untersagte, in gutem Glauben antworten: „Das macht nichts, wir essen sowieso nie welches."

Es braucht Sie aber nicht in Verlegenheit zu bringen, wenn Sie nicht genau wissen, was Cholesterin ist. Auch die Ärzte wissen noch nicht alles darüber. Cholesterin ist eine wachsartige Substanz, ein Fettstoff, der die wasserunlöslichen Fettsäuren wasserlöslich macht, damit sie von der Darmwand aufgenommen werden können. Zum Teil ist es in der Nahrung enthalten — Eidotter zum Beispiel ist reich an Cholesterin —, zum größten Teil aber wird es in der Nebenniere gebildet. Dort wird es auch gespeichert.

Man könnte annehmen, Cholesterin sei ein unnötiger Ballast, so heftig wird heute davor gewarnt. Aber das stimmt nicht. Gewisse Mengen von Cholesterin sind lebenswichtig, weil sie — als eine Art Katalysator — den Fett-Transport in der Blutbahn regeln.

Reines Fett wird vom Blut nicht aufgenommen. Deshalb verbindet es sich mit Cholesterin und Protein (Eiweiß) zu sogenannten „Riesenmolekülen" oder Lipoproteinen, die den Transport zu den Körperzellen möglich machen.

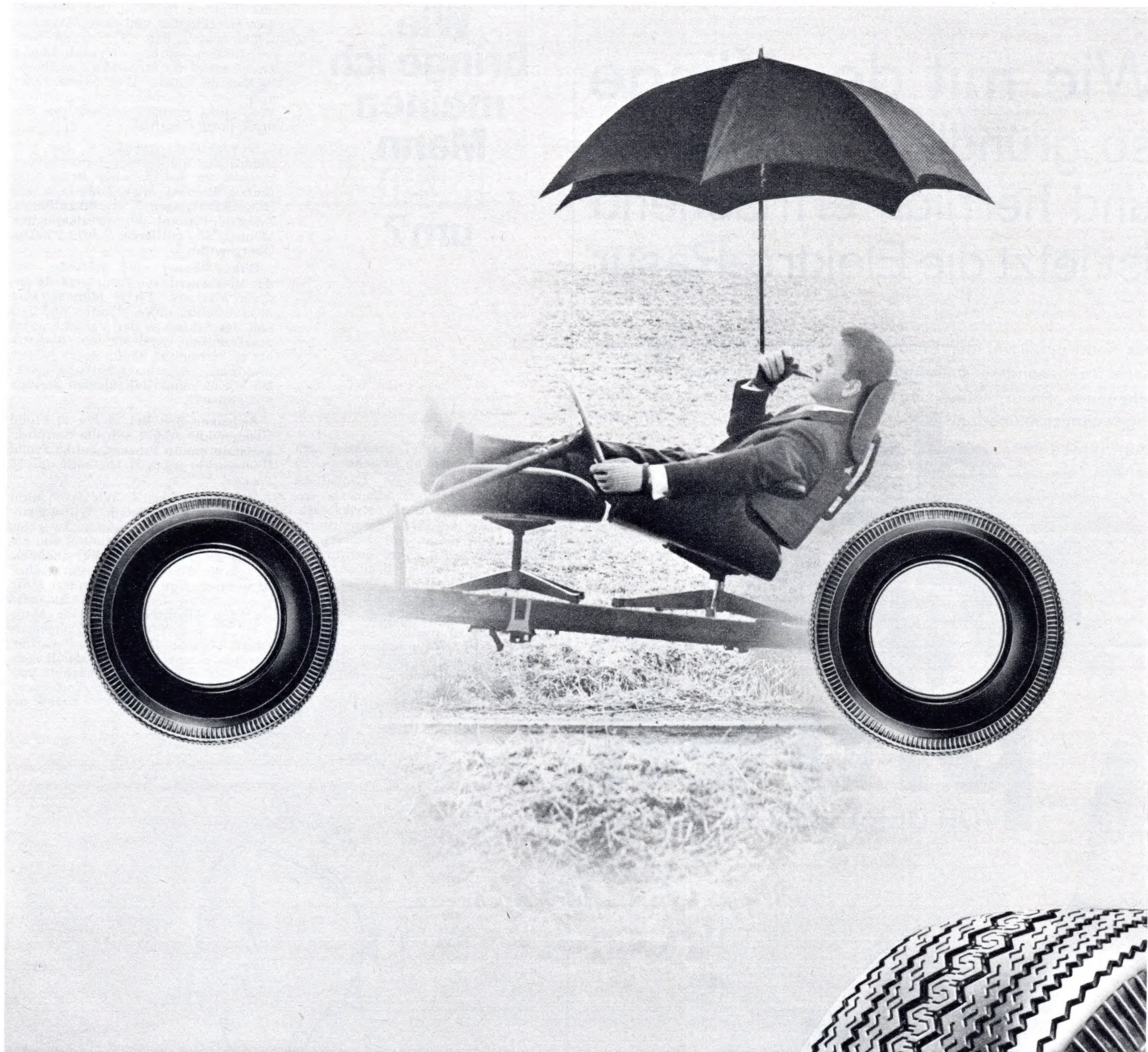
Nach der Verbrennung des Fetts bleiben Cholesterin und Protein zurück — und da wird die Sache schon problematisch. Das wasserlösliche Protein kann relativ schnell abgebaut werden. Nicht so das Cholesterin. Was nicht verbraucht oder gespeichert wird, lagert sich häufig in den Arterienwänden ab, verengt die Arterien und hemmt den Blutstrom.

Nun hat Mutter Natur es leider so eingerichtet, daß tierische Fette auf die Produktion von Cholesterin offenbar ungemein anregend wirken. Schon nach einem richtig schönen Frühstück mit Eiern und Speck, Toast, Butter und Schinken wird das Blut Ihres Mannes wolkig. Nach einer Schlachtplatte gar wird es trübe und dickflüssig.

Obwohl die Leber in wenigen Stunden beträchtliche Fettmengen aus der Blutbahn aufnimmt und wie ein Kohlenhauer im Akkord abbaut und speichert — gegen zu viele Schlachtplatten kommt sie auch nicht an.

Mit anderen Worten: Ihr Mann lebt gefährlich, er hortet zuviel Cholesterin. Erst in den letzten zehn Jahren haben die Ärzte erkannt, daß zwischen erhöhtem Cholesterinspiegel und krankhafter Veränderung der Herzkranzgefäße,

Weiter auf der übernächsten Seite



Bequemlichkeit wie zu Hause

Bequemlichkeit beim Autofahren ist in hohem Maße eine Sache der Reifen. Es gibt einen Reifen, der die höchsten Anforderungen an modernen Fahrkomfort erfüllt: den neuen Englebert 33.

Fahren Sie 50.000 km im Jahr?

Dann haben Sie Ihre Erfahrungen und wissen genau, was man von einem guten Reifen verlangen kann: Fahrkomfort und Bequemlichkeit auf kurzen wie auf langen Strecken • feste Straßenhaftung auch in der Kurve • Geräuschlosigkeit • Spursicherheit auf allen Straßen, nicht nur auf den Autobahnen • kürzesten Bremsweg, wenn es einmal darauf ankommt – und natürlich Wirtschaftlichkeit.

Alle diese Forderungen erfüllt der neue Englebert 33 in idealer Weise. Seine Vorzüge: abgerundete Schulter, Lamelleneinschnitte, markante Längsprofilierung mit Stabilisatoren in den Profilrillen.

Der neue Englebert 33 hat sich international bewährt, denn er ist durchdacht konstruiert,

Englebert

Die Cigarette
der Freundschaft!

